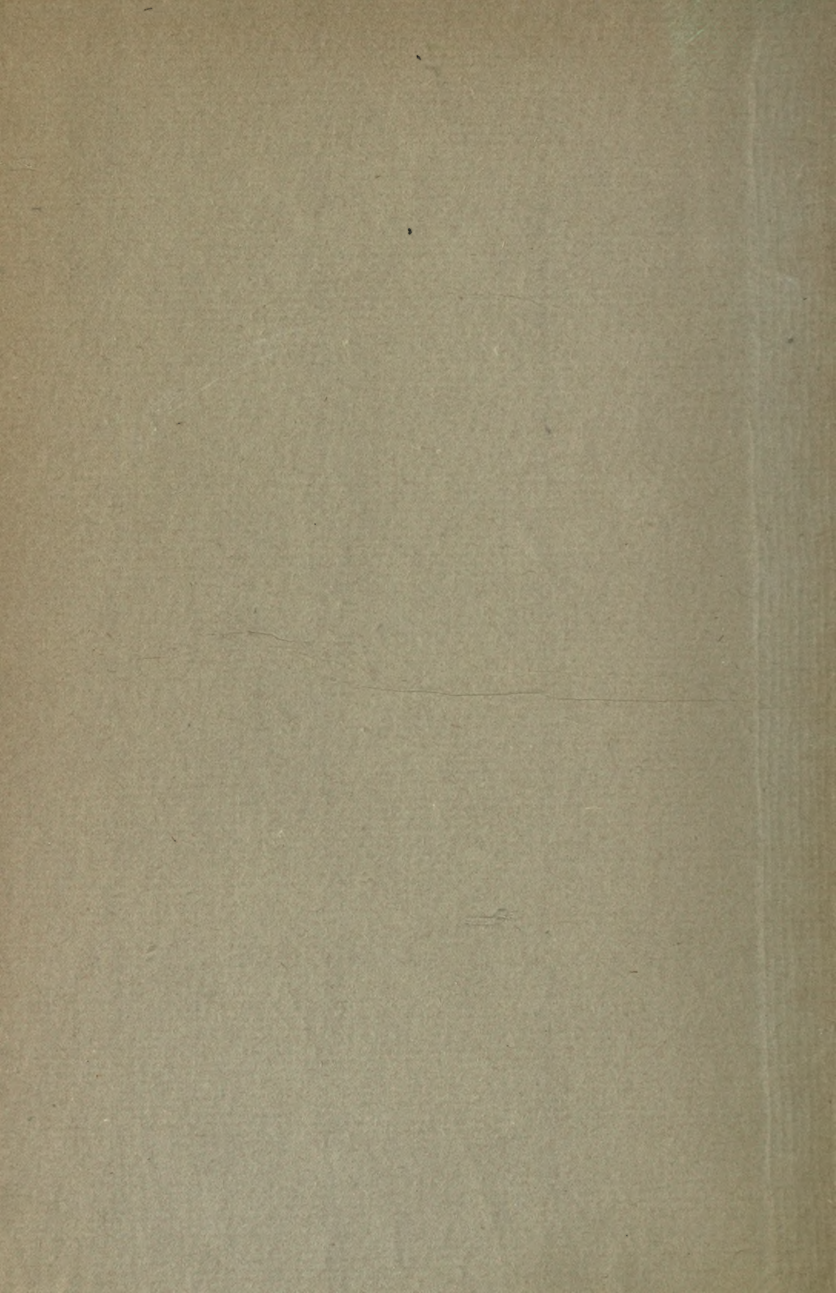
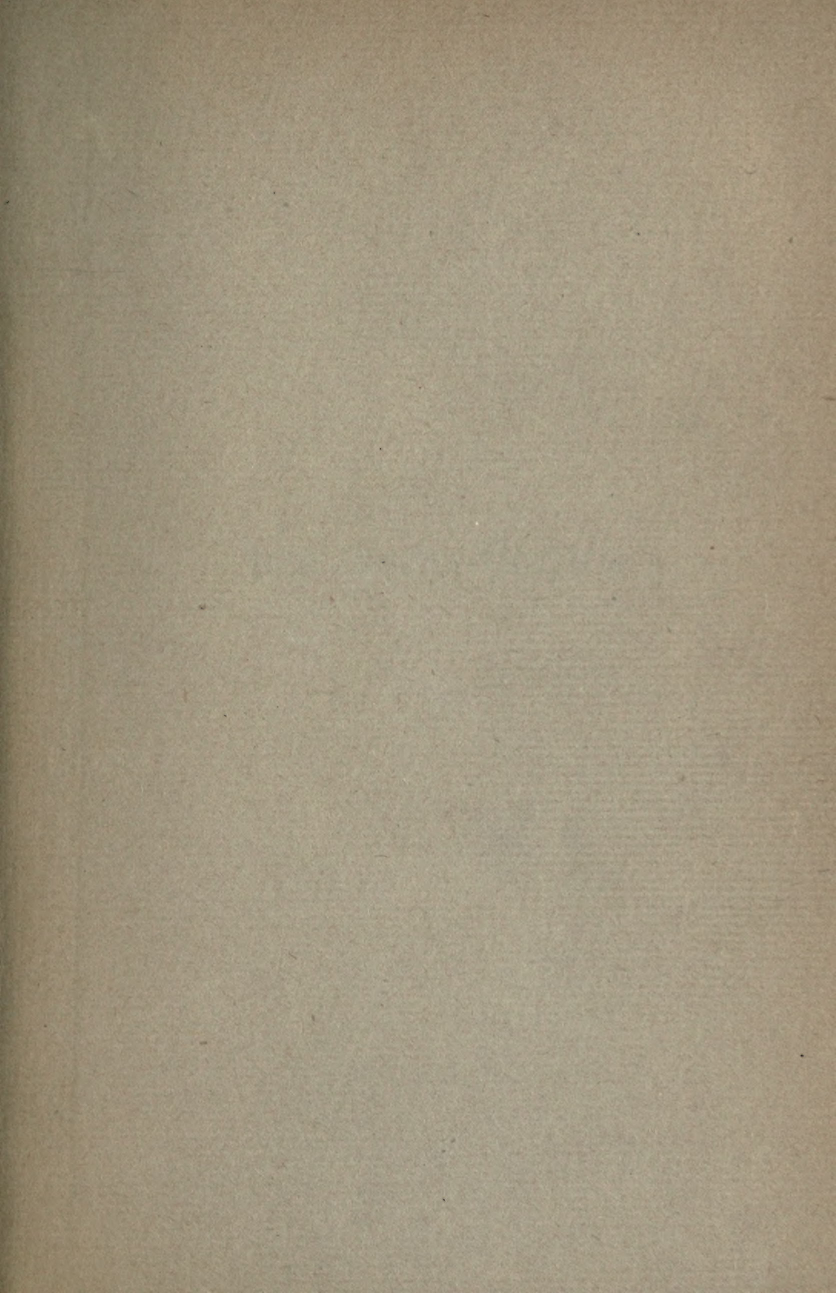
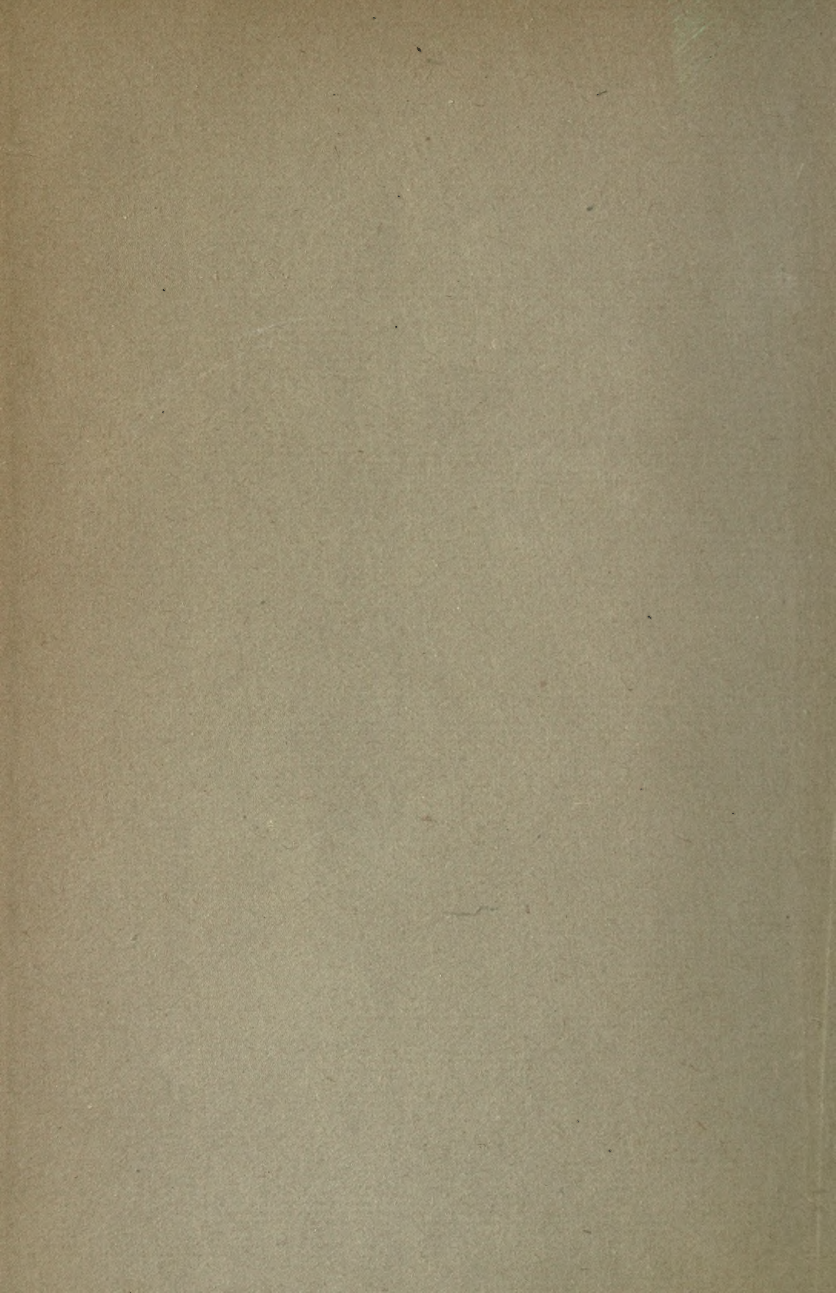
A. Stockmann

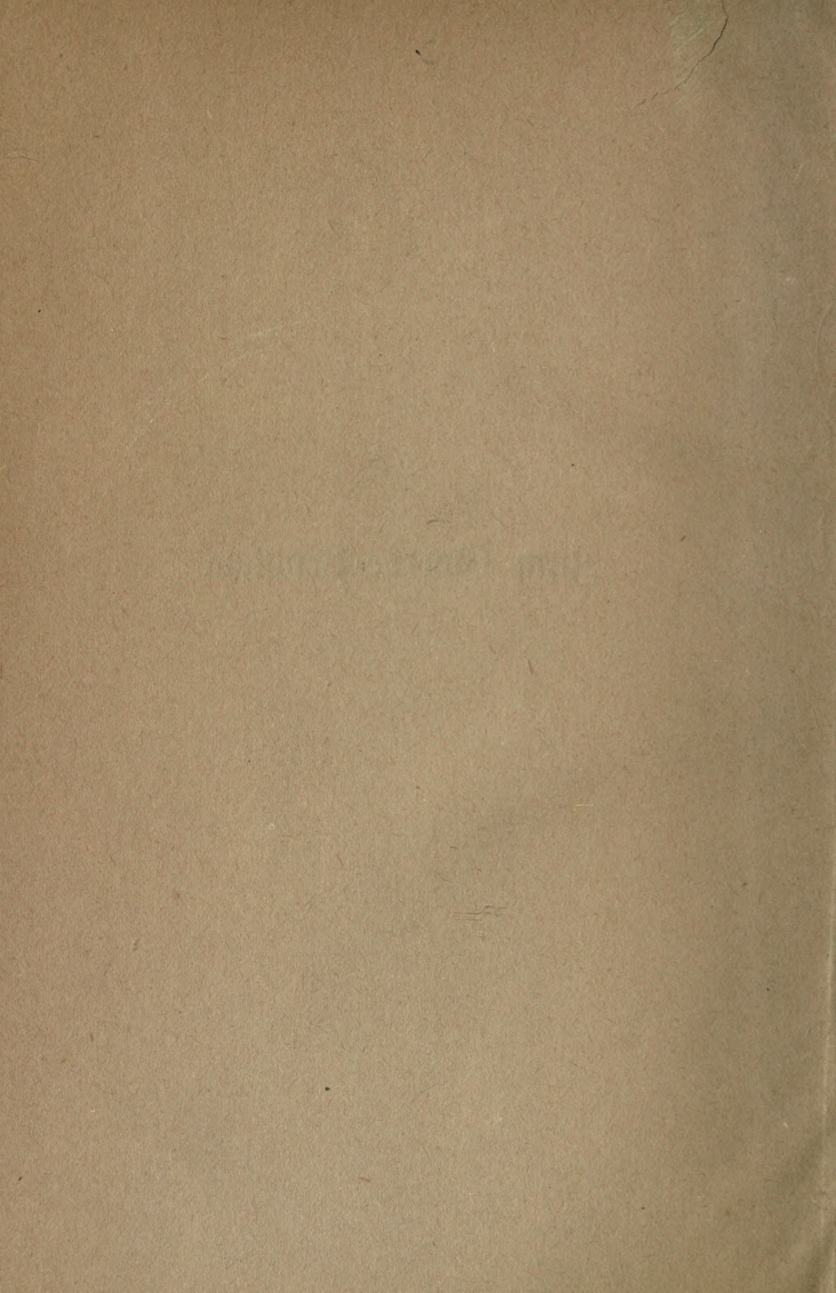
Zum Goethe-Problem







Zum Goethe-Problem



Zum Goethe-Problem

Literarhistorische Studien

von

Alois Stockmann S. J.

Freiburg im Breisgau 1920
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München und Wien

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

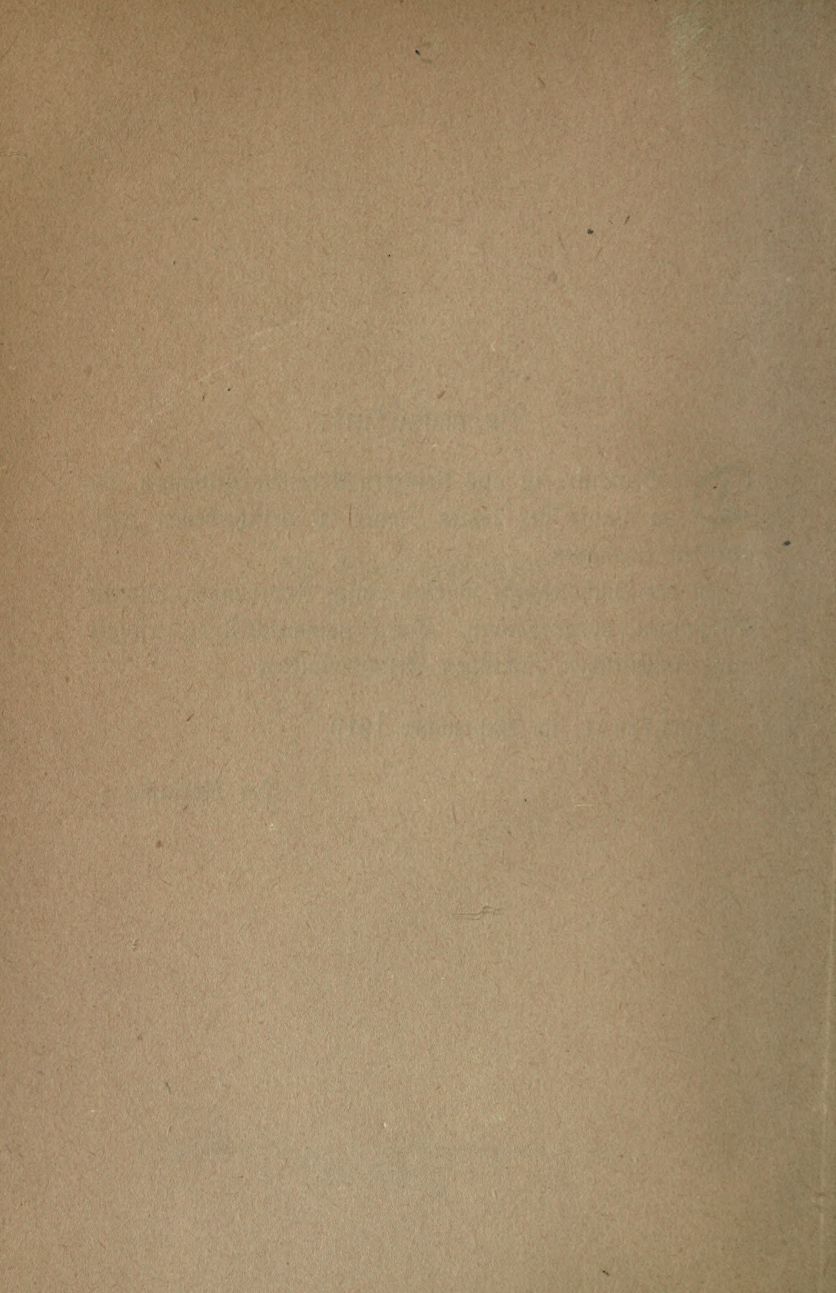
Vorbemerkung.

Die Broschüre ist aus kleineren Arbeiten entstanden, die im Laufe der letzten Jahre in verschiedenen Zeitschriften erschienen.

In der Buchausgabe wurden einige Änderungen, zumeist Kürzungen, vorgenommen. Die Zusammenstellung erfolgte nach einheitlichen, sachlichen Gesichtspunkten.

Frankfurt, im September 1919.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.



I. Goethe im Urteil des 20. Jahrhunderts.

Eine Jahrhundertwende bedeutet an sich gewiß noch keinen Wendepunkt im Werden oder Verschwinden, im Anschwellen oder Nachlassen geistiger Strömungen und Tendenzen. Die natürliche Entwicklung — wenn wir dieses Wort in einem etwas weiteren Sinne auf das Geistesleben der Völker überhaupt und auf Kunst und Literatur insbesondere anwenden wollen — läßt sich nicht in zeitlich scharf geschiedene Grenzen bannen, sie macht nicht an der Wende der Jahrhunderte Halt, sondern folgt ihren eigenen, wohl von dem Auftreten großer Talente, aber kaum je von kunstrichtenden Theoretikern beeinflußten Gesetzen.

Das gilt von Kunst- und Literaturerzeugnissen. Wo es sich aber um die Wertung von künstlerischen Schöpfungen, um das Urteil über die Persönlichkeit eines Dichters oder bildenden Künstlers handelt, da tritt das natürliche Moment fast ganz in den Hintergrund; das Feld ist frei für die Werbearbeit einer gerade herrschenden Zeitrichtung, frei für die Stimmungsmache und geschäftliche Reklame. Goethe im Urteil des 20. Jahrhunderts liefert einen sprechenden Beweis für das Gesagte.

1.

Die Hochschätzung Goethes als Dichters und vielseitigen Gelehrten ist keine Errungenschaft oder Entdeckung des ausgehenden 19., geschweige denn des 20. Jahrhunderts. Fast

erscheint es nötig, diese schlichte Tatsache gegenüber dem selbstbewußten Auftreten unserer frischfröhlichen Draufgänger in der Goetheverehrung von heute nachdrücklich zu betonen. Abgesehen von mehr persönlichen als grundsätzlichen Gegnern, wie deren einige dem alternden Dichter die letzten Lebensjahre verbitterten, hat niemand Goethes glänzende Geistesgaben und die Kunstvollendung mancher seiner Werke, wie „Iphigenie", „Tasso", „Hermann und Dorothea", „Faust", je in Zweifel gezogen. Am allerwenigsten geschah das von katholischer Seite. Die Brüder Boisserée, die Fürstin Gallitzin, der Chorherr Zauper, manche von den Romantikern und bis in die neuere Zeit ein Wilhelm Molitor, eine Emilie Ringseis, Professor Julius Schwering, Karl Muth und viele andere spendeten dem Dichter, ja mit einigen Vorbehalten selbst dem Menschen Goethe ein wahrlich nicht karg bemessenes, bewunderndes Lob.

Wenn einige unserer bedeutendsten Männer, ein Joseph v. Görres, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Bischof Haffner, Edward v. Steinle, Johannes Janssen, August Reichensperger, Alexander Baumgartner sich dem Olympier gegenüber zu einer etwas schärferen Tonart und bestimmteren Stellungnahme verpflichtet fühlten, so lag auch ihnen jegliche unwürdige Verkleinerungssucht fern: es war die verderbliche, dem Christentum feindliche Weltanschauung, die sie in dem Propheten des modernen Heidentums bekämpften. Kein Katholik hat Goethe so leidenschaftlich befehdet wie der Protestant und teutonische Chauvinist Wolfgang Menzel, keiner so gehässig wie der Jude Ludwig Börne, keiner so perfid wie der zynische Spötter Heinrich Heine.

Neben die mehr oder weniger berechtigte trat schon zu Lebzeiten des Alten von Weimar auch die überschwengliche,

maß- und schrankenlose Verehrung des Dichters. Sie sah in der wissenschaftlichen Kritik von Goethes Leben und Werken nichts als Mißgunst und Nörgelei, höhnte über spießbürgerliches Banausentum und trieb mit ihrem Helden nicht nur Heroenkult und Apotheose, sondern auch vollendeten, geistlosen Götzendienst. Diese Richtung läßt sich durch die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts deutlich verfolgen, sie verschwindet dann fast ganz — vermutlich unter dem Einfluß von Gervinus' „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" — um die Mitte des Jahrhunderts von der Bildfläche, erstarkt aber wieder in den sechziger und siebziger Jahren und erreicht ihren Höhepunkt in den zahllosen Goetheschriften Heinrich Düntzers, von dessen literaturgeschichtlicher Kleinkrämermethode P. Baumgartner in seiner Goethebiographie unter anderem bemerkte: „Selbst der keckste Humor Goethes verlebert in der unendlichen Langweiligkeit seiner buddhistischen Goethe-Adorationen." Ohne Übertreibung wird man sagen dürfen, daß gerade Baumgartners schonungsloser, mit überlegenem Geist geführter Kampf gegen diese kurzsichtige Art von literarischer Vergötterung die Richtung Düntzer bei Freunden und Gegnern des Dichters stark in Mißkredit gebracht hat, so daß sie mit Beginn der neunziger Jahre einigermaßen als überwunden betrachtet werden kann.

Mit den Berliner Universitätsvorlesungen von Herman Grimm, die 1877 zuerst im Druck erschienen und in der Folgezeit mehrere Auflagen erlebten, setzte eine neue Auffassung von Goethes Bedeutung ein. Grimm liebt das Genialische, Großzügige, die Herrennatur und den Übermenschen an seinem Helden. Diese Betrachtungsweise entsprach der zeitgenössischen Strömung, die dem Einfluß

Nietzsches ihre Entstehung verdankte und in den neunziger Jahren sich bis zum Kult der „blonden, blauäugigen Bestie" steigerte. Grimm glaubte daher eine innere Verwandtschaft zwischen den Menschen des ausgehenden Jahrhunderts und dem Olympier feststellen zu müssen. „Immer entschiedener", meinte er noch 1897, „drängt sich der Gedanke mir auf, es müsse bei den Menschen des 19. Jahrhunderts ihr Verhältnis zu Goethe gesucht werden, um den richtigen Augenpunkt für ihre Betrachtung zu gewinnen."

2.

Grimm hat durch seine Goetheschriften zweifellos auch bis ins 20. Jahrhundert hinein das populärwissenschaftliche Urteil weiter Kreise beeinflußt, aber die Chorführer im Reigen unserer heutigen Goethomanen (Goetheschwärmer) sind andere, zumeist weniger bedeutende Geister, die Grimms Ideen aufgriffen und je nach ihrem Parteistandpunkt weiterführten, veränderten und in neue Formen gossen.

Am kühnsten tat dies der Monist und Haeckelianer Wilhelm Bölsche. Durch seine in mehreren Auflagen verbreitete Broschüre „Goethe im 20. Jahrhundert" (Berlin 1900), die er zur Jahrhundertwende mit deutlicher Absicht der Stimmungsmache herausgab, ist es ihm in der Tat gelungen, die Auffassung des modernsten Goethekults nicht nur in bestimmte Worte und Sätze zu bringen, sondern auch in erheblichem Grade „schöpferisch" zu beeinflussen. Die kleine Schrift verdient daher trotz ihres rein panegyrischen, durch keinerlei Beweise beschwerten Charakters einige Beachtung.

Für Düntzer war Goethe so etwas wie ein starrer indischer Götze, dem dieser abgefallene Katholik in eintönigen,

endlos sich wiederholenden Lobeshymnen huldigte; für Grimm wurde er eine Herrengestalt, die ihre Umgebung zwar weit überragte, aber dabei doch ein Individuum, ein gegen andere abgegrenztes Einzelwesen blieb; für Bölsche ist der Altmeister von Weimar die Menschheit selbst, auf ihrer bisher höchsten Kulturstufe gefaßt, ein Jahresring unserer Kultur. „Alles Individuelle ist nur ein Gleichnis", lautet die Grundthese Bölsches, „auch das, was wir Goethe nennen." Die Idee eines Halbgottes oder Heroen verwirft er daher von seinem Standpunkte aus ganz folgerichtig als unzureichend und veraltet. „In früheren, naiven Tagen hätte eine Rolle, wie sie Goethe bei uns spielt, unbedingt einen mystischen Charakter angenommen. Buddha, Christus, Homer, Sokrates waren hundertfünfzig Jahre nach ihrer Geburt schon Schemen, Halbgötter, die mit einem Fuß im Himmel standen. Man fühlte den Druck des einen Fußes noch fort und fort so ehern auf dem Nacken, daß man träumte, der andere könne nie auf der Erde gewandelt sein; er mußte den Standpunkt jenseits der Weltkugel haben, den Archimedes suchte, damit er die Welt bewegen könne. Darüber hört man nun heute schon aus Kindermund, daß es so etwas nicht gebe. Wir sind kritisch und nüchtern. Wir verlangen von niemand mehr, daß er dem Gravitationsgesetz entgegen auf der chemischen Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff, die wir Wasser nennen, gewandelt sei, damit uns seine Bergpredigt Eindruck mache."

Diese zynischen Bemerkungen deuten schon an, wohin die Fahrt geht. Bölsche schildert dann mit dem Aufgebot seiner kühnsten Rhetorik all die Bildungsepochen und Glanzperioden der Weltgeschichte, wahrt überall sorgfältig seine monistischen Voraussetzungen und Maßstäbe, sieht

auch im Christentum nur ein vorübergehendes und bereits überwundenes Element der Entwicklung und schließt seine farbenreiche und gefärbte Schaustellung mit den Worten: „Das alles, alles müssen wir uns denken, mündet ein — in Goethe. Aus ihm wird Goethe — weil er eine Offenbarung der Menschheit ist — und weil das alles in der Menschheit ist. Inderweisheit, Griechenkunst, der Menschheitsgedanke Roms und des Christentums, Renaissancetrotz, die Naturforschung, die in den Sternen liest, und die Romantik des deutschen Gemüts. Alle diese Jahresringe der Kultur umgreift er mit einem letzten, äußersten Ring — dem letzten für uns, den wir geschlossen sehen; denn im nächsten stecken wir selbst als Rindenpunkte, die nicht über den Horizont der Krümmung hinwegschauen."

Die Sonderart dieses Jahresringes besteht nach Bölsche in dem „reflektierenden Bewußtsein", welches bewirke, daß Goethe trotz aller hochnotpeinlichen Untersuchung seines Privatlebens für den modernen Menschen stetig an Größe gewinne und das zugleich des Altmeisters Gesamtrichtung zu einer fortlaufend ansteigenden Beweisführung gestalte, „wie der alte Begriff der Schuld abgelöst wird durch den höheren Begriff der Entwicklung". Im „Faust" besitzen wir daher „den größten Protest gegen den alten Schuldgedanken als solchen, der je versucht worden ist". Das Böse besteht lediglich in einer Trübung zwischen dem Guten und Besseren, physische und sittliche Welt, Natur und Mensch sind eins: Goethe war Monist „bis zur Leidenschaftlichkeit". Der ästhetische Mensch der Zukunft aber, dieser freie, entlastete, „wahrhafte Champagnermensch", den wir jetzt noch in weiter Ferne über uns erblicken, ist nichts anderes als der in uns allen

wiederauferstandene Goethe. Das Werklein schließt mit den schwärmerischen Sätzen:

„Wir haben Goethes Bild bis in seinen blauesten Horizont verfolgt. Ziehen wir noch eine Nutzanwendung.

In jene Linie des Ideals, von der wir gesprochen haben, gehört auch Goethe selbst.

Eine Menschheitsgestalt, ist er zugleich auch ein Menschheitsideal.

Als Typus der Menschheit erscheint er uns, unnahbar, einzig, riesig, heraufgereckt über jede Individualität. Und doch unterliegt auch er hier nur dem alten Prozeß der Idealbildung und Idealerfüllung. Als ein Fremdling aus anderer Welt scheinbar tritt das Ideale vor uns hin. Es umfließt eine einzelne Gestalt: ein Heiliger, der Messias, der Gottessohn erscheint sie. Irrige kleine Meinung baut daraus einen Kultus. Er erzählt uns von dem Gotte, der bei uns gewesen. Und wir erschauern in unserer ungöttlichen, armmenschlichen Nichtigkeit. Das ist aber der verkehrte Weg. Wir selber sollen jeder einwachsen in das neue Ideal, bis jeder der Heilige ist. Goethe, ein Idealtypus der Menschheit, soll einwachsen und auferstehen in jedem von uns. Jeder soll werden wie er. Fünfzehnhundert Millionen Menschen auf Erden, das Ideal vollziehend in sich. Dann ist die Menschheit nicht in Goethe, dem einzelnen Manne in seinem niedrigen Stübchen zu Weimar — dann ist Goethe in der Menschheit. Er, mit der Sternenweite seines Blicks, mit der Kraft des prometheischen Selbstdenkens wie der stillen Hingabe an das ‚Geheimnisvolle‘, an den im Dunkeln rinnenden Strom des innersten Ich — mit der Sehnsucht, die alle Schuld zerbrach und Faust in den Himmel führte — mit der unwandelbaren Treue zu

der Einheit der Welt, die im Stern und im Bettler einen Bruder sah — er mit alle dem in uns.

Am Tage, da das erfüllt ist, mag Goethe, der Große, der Gewaltige, getrost vergessen werden.

Neue Ideale werden über uns sein, wie aufstrahlende neue Sterne des Alls, zu denen die Sonne gewandert ist. Die Entwicklung zerbricht die Puppenhülle einer alten Form. Goethe fällt, weil wir alle Goethe sind.

An dem Tage ist die Gruft von Weimar leer. Goethe ist tot — weil er auferstanden ist."

Bölsches Broschüre wird man als eine Art Leitfaden von kanonischer Geltung für die Goetheschwärmer unter den Freidenkern aller Schattierungen bezeichnen dürfen. Die berüchtigten Goethebünde, welche zur Bekämpfung der Lex Heinze und „zur Abwehr aller gegen die freie Entwicklung des geistigen Lebens, insbesondere von Wissenschaft, Kunst und Literatur gerichteten Angriffe (Polizeizensur)" zu Beginn des Jahrhunderts sich bildeten, bedeuten praktische Versuche, den Ideen Bölsches in möglichst weiten Kreisen zum Siege zu verhelfen.

Weniger scharf umrissen, weniger stürmisch und herausfordernd, aber im Grunde mit der Auffassung Bölsches fast identisch ist die Goetheverehrung einer mächtigen Koterie innerhalb des Liberalismus, wie sie ebenfalls um die Jahrhundertwende zu wachsendem Einfluß auf breite Leserschichten gelangte. Ihr klassischer Vertreter ist der bekannte Goethebiograph Albert Bielschowsky. Der erste Band seines Werkes erschien bereits im Herbst 1895, der zweite erst 1903, nach dem Tode des Verfassers. Auch für Bielschowsky ist Goethe „ein potenziertes Abbild der Menschheit", auch er sieht in dem gefeierten Dichter eine höchste Entwicklungsstufe des

menschlichen Geschlechts, den Triumph der reinen Menschlichkeit verkörpert. Aber Bielschowsky hütet sich sorgfältig, in den Fragen der Weltanschauung ebenso offen und unmißverständlich, wie es Bölsche getan, Stellung zu nehmen. Läßt der letztere uns keinen Augenblick im Zweifel, daß er mit dem Christentum, und wäre es auch in seiner verwässertsten Form, nichts mehr gemein hat, so ist Bielschowskys Werk ganz geeignet, alle unklaren Schwärmer für Humanität und Bildung, alle in ihrer Religion nicht sattelfesten Katholiken, Protestanten und Juden, endlich alle jene Leser, die vor einer entschiedenen Stellungnahme auf moralischem und religiösem Gebiete zurückschrecken, in Entzücken zu versetzen. So konnte es zum Evangelium der Salon- und Modelesewelt werden und dank seiner glatten, freilich für eine ernste Biographie allzu romanhaften Form in zahlreichen Auflagen seinen Weg durch die deutschen Lande nehmen, obwohl es strengere wissenschaftliche Ansprüche auch nach dem Urteil mancher Gesinnungsgenossen Bielschowskys keineswegs zu befriedigen vermag[1].

3.

Eine Unzahl von neueren und neuesten Schriften über Goethe lassen sich in ihren Grundgedanken auf Bölsche und Bielschowsky zurückführen, verraten aber durchweg die

---

[1] Der Weihnachtskatalog 1912 des Dürerbundes hebt an Baumgartners Goethebiographie rühmend hervor, daß sie „von der sentimentalen Romanstilistik etwa Bielschowskys weit entfernt“ sei. Ebendaselbst wird Baumgartner in seiner neuen Gestalt auch Witkowskis neubearbeiteter Goethebiographie vorgezogen. Über Bielschowsky vgl. das ablehnende Urteil in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte VII, Berlin 1900, IV 8^{b} 19.

größere Vorliebe der Verfasser für die radikalere Richtung des ersteren. Besonders oft wird Goethe als der moderne Heiland gefeiert, neben und über Christus gestellt, und in ihm nicht so sehr der große Dichter als der erfolgreiche Lebenskünstler verherrlicht, der es wie kein zweiter verstanden hat, „ohne Gott zu leben". Während noch z. B. Julian Schmidt in den achtziger Jahren sich unendliche Mühe gab, Goethe zum sittsamen, überzeugten Musterchristen zu machen, ist unsere heutige Zeit längst über diesen Versuch hinaus. Der Nachfolge Christi setzt man die für höhere Geister bestimmte Nachfolge Goethes direkt entgegen und predigt sie als zeitgemäßes, menschenwürdiges Evangelium. Schon im ersten Band der Neubearbeitung von Baumgartners Goethe wurden eine Anzahl von diesbezüglichen Stellen wiedergegeben (S. 430), einige weitere Belege mögen hier folgen.

Auf die Mutter Goethes, Frau „Aja", sang im Frankfurter Generalanzeiger 1908, Nr. 216 ein Moritz Goldschmidt die rührenden Verse:

Sie wollte nur Frau Aja sein,
Sonst abhold allem Ruhme;
Sie schloß ins enge Haus sich ein
Und schuf's zum Heiligtume.

Geklärten Sinns, das Herz erhellt,
Doch fest bei Martin Luther,
War eines Heilands dieser Welt,
Sie freudenreiche Mutter —

Des Heilands, der aus welscher Macht
Befreite Deutschlands Herzen,
Anzündete nach banger Nacht
Des Frohsinns lichte Kerzen —

Gottloser Weltenkinder Gott,
Erlöser trübsten Tagen —
Und niemals doch, zu Niedrer Spott,
Ans bittre Kreuz geschlagen.

— Frau Aja, deiner heute denkt
Mit Jubelmelodien
Die Welt, der du ein Heil geschenkt,
Ein ewiges, gleich Marien.

Ja, höhere Dreieinheit preist
Ein Freibund weiser Toren:
Mutter und Sohn und jenen Geist,
Dem sie den Sohn geboren[1].

Schriften zur Nachfolge Goethes sind in den letzten Jahren mehrere erschienen. Sie bewegen sich ungefähr in dem gleichen Gedankenkreis, wenn auch der Ausdruck nicht immer so verletzend ist wie in den obigen Versen. Louis Wolff-Cassel z. B. meint in seinem Buch „Die Nation Goethes" (Leipzig 1909), der deutsche Dichter stehe so hoch über Petrus, Paulus und Johannes an Bedeutung für uns, wie ein modernes Meerschiff über dem schaukelnden Bretternachen von Nazareth! Natürlich stellt er seinen Abgott auch über Christus, der allerdings der größte Verneiner des Lebens gewesen, aber von dem großen Bejaher des Lebens Johann Wolfgang v. Goethe gerade deshalb im Gesamtresultat des Werkes überflügelt worden sei. Damit begnügt sich aber Wolff-Cassel noch nicht: Goethe hat nach ihm „im Grunde" die Befreiungskriege geschlagen, das Reich gegründet; Bismarck war nur seine ausführende Hand, Luther war bloß der Anbahner, Goethe der Vollender des Protestantismus usw.

---

[1] Zitiert in der Augsburger Postzeitung vom 17. September 1908, Nr. 213.

Daß andere Verehrer in Goethe „das Musterbild germanischer, rein menschlicher Kultur“ erblicken (Henry Thode), ihn den „einzigen wirklichen Normalmenschen, den unser Erdenrund trug“, nennen (Herman Krüger-Westend), die geistige Höhe aller Nationen danach berechnen, ob sie „goethereif“ sind (Jakob Minor), Massenwallfahrten nach Weimar, Heranbildung von Wanderlehrern im Dienste des Goethekults, Goethes Art des Sichauslebens als Tenor der Dichtung empfehlen (Hjalmar Kjölenson), darf weiter nicht wundernehmen[1].

Sehr bezeichnend ist es indes, daß Goethe immer häufiger direkt als eine Art von Protektor und Schutzgeist nicht nur für die modernheidnischen Anschauungen in religiöser Hinsicht gilt, sondern auch als das Muster- und Vorbild für allerhand Unsittlichkeiten feinerer und derberer Art. Auf einem öffentlichen Kongreß zu Hamburg im Jahre 1900 ward die Frage aufgeworfen: „Ist es möglich, daß eine Mutter ihr uneheliches Kind siegesbewußt im Arme halten kann?“ Die Frage wurde von Fräulein Lida Gustava Heymann unter Hinweis auf Christiane Vulpius, die spätere Frau Geheimrat v. Goethe, und ihren Sohn August energisch bejaht[2]. Selbst der große Goetheverehrer Fritz Lienhard muß gestehen: „Das Verhältnis Goethes zu Christiane bedeutet heute noch für Unregelmäßigkeiten dieser Art im Kreise der unbedeutendsten Lebemänner eine Art Ermunterung und Berufung“ (Wege nach Weimar VI 219 f.). Program-

---

[1] Hjalmar Kjölenson, Pseudonym für David Rauter, veröffentlichte 1906 seine „Nachfolge Goethes“ — ein Denkmal des verstiegensten Goethekults!

[2] Vgl. die Broschüre: Das christliche Sittlichkeitsideal und der Goethebund, Hamburg 1901. (Inhalt: I. Referat von Hofprediger a. D. Stöcker; II. Diskussion; III. Goethe und der Goethebund.)

matisch lautet, was Dr. A. Kalthoff (Die religiösen Probleme und Goethes Faust, Berlin 1901, 105) schreibt: „Gretchen mit ihrem schuldbeladenen menschlichen Gewissen steht uns Heutigen noch näher als Faust mit seinem übermenschlichen Ringen über das Gewissen hinaus. Deshalb ist die unwiderstehliche Gewalt, mit der das Herz der gegenwärtigen Menschheit sich zur Gretchengestalt hingezogen fühlt, die Prophetie auf eine Zeit, in der Gretchens Liebe keine Schuld mehr sein und keine Schuld mehr erzeugen wird, weil die Gesellschaft ihre bürgerlichen Ordnungen nach dem höheren sittlichen Gesetz gestaltet hat, daß die bürgerliche Ordnung um des Menschen willen, und nicht der Mensch um der bürgerlichen Ordnung willen da ist."

Nicht vereinzelte obskure Rufer und Phantasten sind es heute, die als Vertreter eines zur blinden Abgötterei und krankhaften Verzückung gesteigerten Goethekults alle Kreise des deutschen Volkes zu beeinflussen suchen: eine große Anzahl bekannter und angesehener Männer und Frauen steht im Dienste der zwar künstlich geschaffenen, aber um so intensiver geförderten Bewegung. Kein Zweifel, es ist System in dieser Bearbeitung der Massen, und ein System, das wahrlich nicht die Hebung der Sittlichkeit, die Kräftigung des christlichen Gedankens bezweckt. Bemerkenswert bleibt besonders die Tatsache, daß Goetheverehrung und Goethekult von jeher am eifrigsten von freigeistigen Juden gepflegt und verbreitet wurden — es sei hier nur an die geistig bedeutende Jüdin Rahel Varnhagen v. Ense erinnert —, daß aber zu keiner Zeit der Einfluß dieser Kreise sich so nachdrücklich im deutschen Literaturleben geltend machte wie in unserem 20. Jahrhundert. Ludwig Geiger, Richard Moritz Meyer, Eugen Wolff, Georg Witkowski, Eduard

Engel, meines Wissens auch: Friedrich Gundolf, Harry Maync, Wolff-Cassel, David Rauter, Krüger-Westend sind, bzw. waren Juden. Wenn Engel im einzelnen an Goethe manches tadelnswert findet und namentlich in der Friederiken- und Frau v. Stein-Frage sich seine Unabhängigkeit gegenüber der landläufigen Auffassung wahrt, so steht er doch in allen Fragen der Weltanschauung sowie in seinem Gesamturteil über den Dichter durchaus auf dem bequemen Standpunkt unbedingter Andacht und Apotheose.

Der außerordentlich großen Menge literarisch rühriger Goethomanen gegenüber ist die Zahl derer, welche in der Öffentlichkeit das Recht auf freie Kritik, auf christliche Grundsätze und gesunden Menschenverstand selbst für das Gebiet der Goetheliteratur verteidigen, sehr gering. Diese Erscheinung wird niemand befremden, der von dem Terrorismus eine Ahnung hat, womit die Anhänger des Freidenkertums und auch zum Teil des Liberalismus jede von der ihrigen unabhängige Auffassung bekämpfen und ihr den Stempel ästhetischer Geschmacksverirrung, konfessioneller Verbohrtheit, vaterlandsloser Gesinnung aufzudrücken versuchen. So hinfällig solche Vorwürfe zumeist sind, einen mächtigen Resonanzboden finden sie fast regelmäßig in der Großmacht Presse, d. h. in den tonangebenden und die öffentliche Meinung schaffenden Tagesorganen. Auch die Schule möchte man immer intensiver in den Dienst der Goetheverehrung stellen. Wofern es mit Maß und Kritik geschieht, sind wir Katholiken die letzten, welche die Würdigung von Goethes Meisterwerken der reiferen Jugend vorenthalten. Herders bekannte Klassikerausgabe legt dafür Zeugnis ab, daß katholische Pädagogen nichts Wertvolles aus den Geisteserzeugnissen unserer Dichter vor dem ernsten Studium des Schülers

verschließen. Aber nur zu oft geht man viel, viel weiter, und der Mensch Goethe, der Stürmer und Dränger wie der sich weltklug beherrschende genußfreudige Lebemann, wird dem heranwachsenden Geschlecht als leuchtendes Vorbild vor Augen gestellt.

4.

Wenn Goethe trotz all dieser ungeheuren Anstrengungen seiner Verehrer auch heute noch nicht wie etwa ein Schiller oder Uhland zu einem Liebling des deutschen Volkes geworden ist, so liegt der Grund wahrlich nicht im Mangel an genügender Propaganda, sondern in dem Dichter selbst. Zu einem nationalen Sänger fehlte ihm die notwendigste Eigenschaft: das Mitleben und Mitleiden mit dem Volke und daher auch das Verständnis für die religiösen Bedürfnisse der überwiegenden Mehrzahl seiner in Arbeit und Entbehrung großgewordenen deutschen Mitbürger. Durchaus zutreffend sind die Worte, die um die Jahrhundertwende ein Einsender in der „Berliner Börsenzeitung" schrieb: „Dem Leben Goethes, so groß es auch ist, fehlt doch das Wichtigste: der stärkende Kampf um das Dasein. Glänzend und verwöhnt ist Wolfgang Goethe von Glück zu Glück, von Gunst zu Gunst, von Weib zu Weib gewandelt; er hat nie sein Brot mit Tränen gegessen und deshalb euch nicht gekannt, ihr himmlischen Mächte, die uns ins Leben hineinführen, und wenn er am Ende seines Werkes als der Weisheit höchsten Schluß den Satz aufstellt:

> Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß,

so müssen wir sagen, daß nach diesem Satze Goethe selbst sich Freiheit und Leben nicht erobert und nicht verdient

hat.“ Der Verfasser ist daher der Ansicht, daß der Alte von Weimar „alles andere eher als ein Nationaldichter“ sei, und findet es erklärlich, daß Goethe „in einer Zeit, in der auch der Geringste zur Mitarbeit am Gemeinwesen herangezogen wird“, nicht mehr recht verstanden werde. „Es ist um so erklärlicher, als Goethe sich ja mit so ausgesprochener Gleichgültigkeit von der gewaltigen nationalen Bewegung abgewandt hat, die zu seiner Zeit einsetzte, und die mehr wie alle Dichtkunst und Philosophie dem Jahrhundert seinen Charakter gegeben hat.“ [1]

Gewiß, die deutsche Nation als solche wird auf absehbare Zeit für jenen gekünstelten, innerlich unwahren und lächerlichen Goethekult, den man ihr aufdrängen will, kein Verständnis besitzen. Dafür hat der Olympier selbst gesorgt, sogar gründlich gesorgt, vor allem durch sein kühles Ver-

---

[1] Zitiert in der Kölnischen Volkszeitung vom 30. August 1899, Nr. 809. — Wie gering im Grunde die Begeisterung für Goethe in den breiten Schichten des Volkes ist, kam mir bei Gelegenheit einer Studienreise durch Thüringen im Sommer 1912 lebhaft zum Bewußtsein. Ich suchte an einem Montagvormittag die Wartburg bei Eisenach auf und hatte mich der stillen Hoffnung hingegeben, nach dem Abzug der zahllosen Sonntagsgäste in aller Ruhe mich der Betrachtung dieser denkwürdigen Stätte deutscher Geschichte widmen zu können. Aber die Rechnung erwies sich als falsch, denn auch am Montag strömten Hunderte von Pilgern aus allen Ständen und allen deutschen Gauen zu der einzigen Wartburg. Zwei Tage später besuchte ich, ebenfalls des Vormittags, das Goethehaus in Weimar. Über anderthalb Stunden blieb ich hier ganz allein, dann kam endlich — ein Engländer. An sämtlichen Goethestätten mit Ausnahme der idyllisch gelegenen Orte Ilmenau und Tiefurt war die Zahl der „Wallfahrer“ sehr gering. Das mag Zufall gewesen sein, aber viele Weimar-Pilger wollen ähnliche Erfahrungen gemacht haben.

halten im Notjahre 1813. Dafür bürgt aber auch der gemäßigte, kerngesunde, allem Unechten abgeneigte Sinn des Volkes, besonders noch, Gott Dank, der tiefreligiöse Zug in seinem Charakter. Dennoch wäre es eine bedauerliche Kurzsichtigkeit, wollte man die schweren Gefahren verkennen, welche die hier gezeichnete Literaturströmung für weite Kreise unserer Gebildeten und indirekt auch für das ganze Volk birgt. Die systematisch geförderte beispiellose Reklame, die man heute mit dem Namen Goethe treibt, erzeugt in Tausenden von unreifen Köpfen eine krankhafte, darum nur um so gefährlichere Schwarmgeisterei, die unter dem Deckmantel der Goetheverehrung jede Art des Sichauslebens für erlaubt erklärt, ja, in den unheilvollsten sexuellen Verirrungen nur das Zeichen seelischer Verwandtschaft mit dem „größten Lebenskünstler der Weltgeschichte" erblickt. Der Schaden ist um so schmerzlicher und bleibender, als sich zu dem sittlichen Fehltritt zumeist noch der religiöse Schiffbruch gesellt, der in Goethes Leben und Dichtung ebenfalls sein Vorbild und seine „Rechtfertigung" findet.

II. Goethes religiöse Wandlungen.

1.

Es war gewiß kein vorbildlich tiefes, lebenskräftiges Christentum, das der kleine Frankfurter Johann Wolfgang Goethe in seinem väterlichen Hause kennenlernte. Der Kaiserliche Rat Johann Kaspar Goethe bekannte sich zwar mit der Mehrheit der reichsstädtischen Bürgerschaft zur Lehre Luthers und besuchte als Mann der Ordnung und Konvention pflichtgemäß den Gottesdienst; doch der protestantische Bekenntnisglauben, wie er sich damals in Frankfurt äußerte, war nicht geeignet, den weitgereisten Mann für die herrschende Konfession mit hoher Achtung zu erfüllen: den Reformierten wurde die Erlaubnis zu Kirchenbauten verweigert, die Katholiken waren von jeder öffentlichen Anstellung ausgeschlossen, die Juden hatten noch ihr eigenes Getto, die Anhänger des lutherischen Bekenntnisses dagegen beanspruchten für sich die Alleinherrschaft und hatten in der Tat alle wichtigen Stellen inne.

Zum Teil aus Reaktion gegen diese unleidliche Tyrannei, zum Teil infolge des dürftigen geistigen Gehalts der herrschenden Staatsreligion, ergaben sich, wie Goethe später in „Dichtung und Wahrheit" berichtet[1], „gar mancherlei

[1] Die Zitate aus Goethes Werken sind der großen Weimarer Ausgabe — auch Sophien-Ausgabe genannt — entnommen und in die neue Rechtschreibung umgesetzt. Von Literaturangaben wurde im allgemeinen abgesehen. Die wissenschaftlichen Belege für meine Aus-

Absonderungen von der gesetzlichen Kirche. Es entstanden die Separatisten, Pietisten, Herrnhuter, die Stillen im Land und wie man sie sonst zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber alle bloß die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu sein schien". Frau Rat Goethe selbst stand zeitweilig der pietistisch-separatistischen Richtung sehr nahe. Sie unterhielt mit dem berühmten Zürcher Diakon Lavater die freundschaftlichsten Beziehungen, redete ihn in ihren Briefen mit „Lieber Sohn!" an und sandte ihm ausführliche, in den frömmsten Ausdrücken gehaltene Berichte über den erbaulichen Tod des Fräuleins Susanne v. Klettenberg und ihrer eigenen Tochter Kornelia.

Abgesehen von solchen verhältnismäßig seltenen frommen Stimmungen, ist und bleibt indes die Mutter Goethes die lebenslustige, für Theater und heitere Gesellschaft begeisterte „Frau Aja", die zwar an ihrem ererbten protestantischen Kirchenglauben zeitlebens festhielt, aber sich damit in ihrer resoluten, aufs Menschlichpraktische gerichteten Weise abfand, „den Teufel verschluckte", wie sie sich in einem Brief an Fritz v. Stein ausdrückte, „ohne ihn lange zu begucken", niemanden bemoralisierte, es dem Herrgott überließ, die scharfen Ecken anderer abzuschleifen und sich bei dieser Methode ganz zufrieden fühlte.

---

führungen findet man in dem Werke: Goethe, Sein Leben und seine Werke von Alexander Baumgartner S. J. Dritte, neubearbeitete Auflage besorgt von Alois Stockmann S. J. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1911—1913. — Die umfangreichen Inhaltsverzeichnisse und Personenregister (siehe besonders das Stichwort Goethe) ermöglichen eine rasche sichere Orientierung.

Für den jungen Wolfgang war es kein Glück, daß sie diese ihre bequemen Lebensgrundsätze auch bei der religiösen Erziehung ihrer Kinder, zumal des für alle Einflüsse empfänglichen Ältesten, in die Tat umsetzte. Anmutig und fesselnd wußte Frau Aja ihrem Sohn aus der Biblischen Geschichte zu erzählen, doch tat sie es mit Vorliebe in der leichten spielerischen Art, mit der sie ihm auch die deutschen Hausmärchen, alte Sagen und Anekdoten sowie didaktische Geschichtlein aus ihrer eigenen Lebenserfahrung vorzutragen pflegte. In beiden Fällen ließ sie es nicht an praktischen Sprüchen und Nutzanwendungen fehlen, aber hier wie dort gebrach es an einer übernatürlichen Auffassung, an lebendigem Glauben und an jener lichtvollen Klarheit, die menschliche Geisteserzeugnisse von dem geoffenbarten Worte Gottes unterscheidet.

Wenn Wolfgang trotz dieser mangelhaften religiösen Erziehung in den ersten Jugendjahren eine ungekünstelte Neigung zur Frömmigkeit verriet, so wird man hier lebhaft an den tertullianischen Satz erinnert: Anima naturaliter christiana. — Wir wissen aus dem Zeugnisse des Dichters selbst, daß er in den Kinderjahren kniend sein Morgengebet verrichtete, daß er mit hohem Interesse fromme Gespräche und Erörterungen über religiöse Fragen anhörte, daß er als sechsjähriger Junge die Ansichten von Predigern über die moralischen Ursachen des Erdbebens von Lissabon im Jahre 1755 nachdenklich miteinander verglich.

Um so mehr muß man es bedauern, daß seine damaligen Religionslehrer dem nach festen, sicheren Glaubenswahrheiten hungernden, frühreifen Knaben nichts als eine Art trockener Moral zu bieten vermochten und für die außerordentliche Veranlagung ihres Schülers offenbar kein Ver-

ständnis hatten. Am schlimmsten trieb es, wenn man der Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" glauben darf, der Gymnasialdirektor Albrecht, ein sonderbarer Kauz, der die frühzeitigen Glaubenszweifel Wolfgangs mit schallendem Gelächter quittierte und, statt eine kurze, dem Fassungsvermögen des Kleinen angepaßte Lösung zu geben, den Fragesteller auf verstaubte, gelehrte Folianten verwies, worin die Antwort ausführlich und gründlich enthalten sei. Es beweist aber, wie lebhaft und aufrichtig im Knaben der Drang nach religiösen Tröstungen war, daß er sich durch eine derartige unpädagogische Behandlung von seiten seiner Religionslehrer nicht davon abhalten ließ, die Wahrheit zu suchen, wo immer er sie zu finden hoffte. So erklärt es sich auch, daß Fräulein v. Klettenberg, die pietistische Freundin seiner Mutter, schon damals auf den Kleinen einen großen Einfluß gewann, obwohl ihr sanftes, weiches Wesen mit dem lebensfrischen Naturell des Knaben in merklichem Gegensatz stand. Inwieweit sich dieser Einfluß auch auf die ersten poetischen Versuche Wolfgangs erstreckte, läßt sich schwer ermitteln; aber die Tatsache bleibt beachtenswert, daß die Erstlingserzeugnisse des späteren Altmeisters der deutschen Literatur augenscheinlich samt und sonders einen religiösen Charakter tragen. Es waren dies ein langes Epos auf den ägyptischen Joseph, mehrere geistliche Oden, sowie die Dramen Jesabell (Isabel) und Belsazer.

Durch den vertrauten Verkehr mit den Franzosen, die von 1759 bis 1762 Frankfurt besetzt hielten, durch seine häufigen Besuche des Theaters und das Abenteuer mit Gretchen nahmen indes die Gedanken und Wünsche des jungen Goethe allmählich eine ausgesprochen weltliche

Richtung. Die kindliche Unschuld und der jugendlich frische Idealismus litten in dieser dumpfen Atmosphäre bald empfindlichen Schaden. Der dreizehnjährige Bürgersohn hat nach eigenem Geständnisse „zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminiert" war. Es schien ihm schon damals, als ob Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit nur die Oberfläche des städtischen Daseins beherrschten; Bankrotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen betrachtete er bereits mit blasierter Gleichgültigkeit.

Als nun für den Vierzehnjährigen das mit vieler Feierlichkeit umgebene Ereignis der Konfirmation herannahte, hatte Goethe zwar den redlichen Willen, eine gute Beichte abzulegen, aber der Entschluß kam nicht zur Ausführung, da man den heranreifenden Jüngling im Religionsunterrichte belehrte, daß nur die Katholiken im Beichtstuhl etwas Besonderes zu bekennen brauchten, daß es aber für lutherische Christen nicht schicklich wäre, ein Gleiches zu tun. Wolfgang begnügte sich daher mit einer ganz allgemein gehaltenen Formel, die er aus einem Buch ohne jede innere Anteilnahme ablas. Gleich nachher stellten sich indes Gewissensbisse, Zweifel und, wie Goethe in seiner Biographie meint, „hypochondrische Zustände" ein, indem „falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, alles bei der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten schien." Diese inneren Ängsten wurden schließlich so unerträglich, daß der Jüngling, um sie loszuwerden, beschloß, bei erster passender Gelegenheit sich von der kirchlichen Verbindung loszusagen. So bewirkte jene religiöse Zeremonie, die ihn dauernd im orthodoxen Glauben bestärken sollte, bei dem

jungen Genie das gerade Gegenteil: sie hat ihn innerlich für sein ganzes Leben dem Christentum entfremdet.

In Leipzig (1765—1768) vollzog dann Goethe den Bruch mit der lutherischen Landeskirche auch äußerlich. Die „Gedanken zur Höllenfahrt Christi" sind noch ein letzter Nachklang der früheren religiösen Stimmung. Da der Dichter diese Poesie verfaßte, war er sechzehn Jahre alt; als achtzigjähriger Greis spottete der Altmeister im Jahre 1829 darüber: „Das Gedicht ist voll orthodoxer Borniertheit und wird mir als herrlicher Paß in den Himmel dienen." Der jugendliche Verfasser selbst scheint übrigens schon damals den religiösen Standpunkt, den er in dem Gedichte vertritt, nicht mehr geteilt zu haben. Das geht aus vielen Anzeichen ziemlich deutlich hervor. Am 12. Oktober 1767 meldet Wolfgang seiner Schwester Kornelia: „Belsazer, Isabel, Ruth, Selima usw. haben ihre Jugendsünden nicht anders als durch Feuer büßen können. Dahin denn auch Joseph wegen der vielen Gebete, die er zeitlebens getan hat, verdammt worden ist. . . . Es ist ein erbauliches Buch, und der Joseph hat nichts zu tun als zu beten. Wir haben hier manchmal über die Einfalt des Kindes gelacht, das so ein frommes Werk schreiben konnte. Doch ich darf nicht viel von Kind reden, es ist noch nicht vier Jahre, daß er zur Welt kam." Daß Goethe seine kindlichen Erstlingswerke damals dem Feuer übergab, ist an sich verständlich und braucht keineswegs mit Irreligiosität in Zusammenhang gebracht zu werden. Aber der Spott über den frommen Charakter der Jugendpoesien deutet doch bereits auf einen tiefergehenden Gesinnungswechsel in den Anschauungen des Dichters hin.

Durch die Bekanntschaft mit den Werken der französischen Enzyklopädisten, den häufigen Verkehr mit ungläubigen

Medizinern, Naturwissenschaftern und dem abenteuernden, sittlich verkommenen Behrisch, noch mehr vielleicht durch die teils tändelnden, teils leidenschaftlich intimen Beziehungen zu verschiedenen Leipziger Schönen, gelangte nur zu bald eine neue Weltanschauung bei dem lebenslustigen Studenten zur Geltung, die sich auch in den dichterischen Erzeugnissen mit erschreckender Deutlichkeit widerspiegelte und zu dem naiv-frommen Tone der ersten Frankfurter Geisteserzeugnisse in schroffem Widerspruche stand. Die sittlich anfechtbarsten Dichtungen Goethes überhaupt — das Leipziger Liederbuch, das „Büchlein Annette", das Drama „Die Mitschuldigen" — fallen in diese Jahre der Gärung und der jugendlichen Exzesse.

Eine heftige Krankheit, die den Jüngling im August 1768 befiel, brachte ihn wieder auf ernstere Gedanken. Der Rekonvaleszent beschäftigte sich noch in Leipzig eingehend mit theologischen Fragen. Nach seiner Rückkehr ins elterliche Haus schloß der Neunzehnjährige sich sogar enger als je an Susanne v. Klettenberg an, deren Charakterbild er später in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" mit herzlicher Sympathie, aber doch zugleich mit einem feinen Anfluge von weltmännischer Ironie und ungläubigem Spotte zeichnete, nannte er doch den Kern ihrer Religion, ihren schwärmerischen Gefühlsglauben, „die edelste Täuschung und die zarteste Verwechslung des Subjektiven und Objektiven". Diese empfindsame Lebensauffassung kam aber damals dem seelischen Bedürfnis und Verlangen des kränkelnden, eben erst von einem schweren Leiden halb genesenen Jünglings entgegen; sie beruhigte ihn, wenn die ernsten Todesgedanken sich bei ihm einstellten, und mag in der Tat dazu beigetragen haben, daß bei Goethe die schlimmsten Folgen seines zügellosen Leipziger Lebens sich allmählich milderten.

Eine Klärung der religiösen Ideen brachten indes die pietistischen Stimmungen und Anwandlungen dem Dichter nicht. Sie verloren sich in Straßburg (1770/71) wieder bald im Verkehre mit gänzlich anders gearteten Freunden und Bekannten. Zwar hatte ihn die Klettenberg an einige ihrer dortigen Gesinnungsgenossen gewiesen. Goethe meldete ihr indes schon kurz nach seiner Ankunft in der schönen Stadt ganz offen, daß er dieser neuen Bekannten bereits herzlich überdrüssig sei: „Mein Umgang mit den frommen Leuten hier ist nicht gar stark. Ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet; aber es ist, als ob es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig. . . . Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre alles, weil *sie* sonst von nichts wissen."

Nur bei einem von ihnen machte Goethe eine Ausnahme und unterhielt mit ihm nähere Beziehungen. Es war dies der ehemalige Kohlenbrenner und Schmied Jung-Stilling, der an der Straßburger Universität Medizin studierte und in religiöser Hinsicht sehr zum Pietismus neigte. Im übrigen stritten gerade damals die entgegengesetztesten Einflüsse um die Seele des jungen Mannes. Wie mächtig ihn gleich nach seiner Ankunft in der ehemals katholischen Hauptstadt des deutschen Elsaß das herrliche Münster anzog, und zu welch schwungvollem Lobeshymnus auf das katholische Mittelalter es ihn begeisterte, ist bekannt. Nicht nur der Dichter und Kunstfreund haben dabei Goethe die Feder geführt, sondern auch der aufrichtige, warmherzige Bewunderer einer religiösen Überzeugung und eines Gottvertrauens, die solche Bauten zu schaffen imstande waren. Gleichzeitig erschloß

Herder, den der junge Frankfurter in Straßburg kennenlernte, ihm die verborgenen Schönheiten der von Voltaire verspotteten und geschmähten Bibel. Obgleich Herder fast nur den ästhetischen Wert der Heiligen Schrift würdigte, so hat er damit seinem jüngeren Freunde doch schon einen nicht zu unterschätzenden Dienst erwiesen, indem er ihn gegenüber dem Verdammungsurteile der französischen Freidenker mißtrauisch machte.

Ob Voltaire und die übrigen Enzyklopädisten den deutschen Dichter in seiner Straßburger Zeit überhaupt tiefgehend beeinflußten, ist schwer zu entscheiden. Goethe selbst stellt in „Dichtung und Wahrheit" eine bedeutende Wirkung von dieser Seite bestimmt in Abrede. Nachdem er da sich über Voltaires Eitelkeit und Altersschwäche lustig gemacht, bemerkt er u. a.: „Uns Jünglingen, denen bei einer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns selbst und andere immer vor Augen schwebte, ward die parteiische Unredlichkeit Voltaires und die Verbildung so vieler würdiger Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir bestärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf sie gegründet ist, um den sog. Pfaffen zu schaden, niemals genug herabsetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt." Sehr wegwerfend urteilte Goethe auch über Holbachs Système de la nature, über diese „triste atheistische Halbnacht", „in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand". Aber er gesteht schließlich doch, daß die Beschäftigung mit den Werken der französischen Freidenker im jugendlichen Leser einige bedenkliche Spuren zurückgelassen habe; denn im Gespräche

mit Eckermann äußerte er sich gelegentlich über Holbachs Schrift: „Wenn uns dieses Buch einigen Schaden gebracht hat, so war es der, daß wir aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber aufs lebendige Wissen, Erfahren, Tun und Dichten uns nur desto lebhafter und leidenschaftlicher hinwarfen."

Schon dieser Schaden, den der Naturverehrer Goethe offenbar nicht für bedenklich hielt, ist in unsern Augen ein großer und unheilvoller. Er hat den genialen Mann davon abgehalten, sich die solide philosophische Grundlage anzueignen, von der aus eine Lösung der großen Fragen des Seins und eine wissenschaftliche Erörterung der religiösen Probleme einzig möglich ist.

Doch zu allem Überflusse bekannte der achtzigjährige Greis seinem Freund Eckermann auch noch ganz offen: „Sie haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahreres Verhältnis zur Natur zu stellen." Goethe berichtigte also später seine eigene Darstellung, die er in „Dichtung und Wahrheit" von den enzyklopädistischen Einflüssen auf den Straßburger Studenten gegeben hatte, und es ist denn auch kaum zu bezweifeln, daß Voltaire und seine Gesinnungsgenossen eine viel größere Rolle in des Dichters religiösem Entwicklungsgange spielten als etwa Klopstock, Herder oder auch der fromme, schwärmerisch veranlagte Zürcher Diakon und Prophet Johann Kaspar Lavater.

Das großangelegte physiognomische Werk dieses ehrlichen, aber exzentrischen Mannes, worin er aus den Gesichtszügen und gewissen körperlichen Merkmalen auf die seelischen Eigenschaften und Neigungen der Menschen kühne, weitgehende Schlüsse zog, war zu Anfang der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts im Entstehen begriffen[1]. Goethe hatte die Idee mit warmem Interesse erfaßt und eifrig Zeichnungen zum Werk beigesteuert. Es entspann sich dann 1773 ein ziemlich reger Briefverkehr zwischen Zürich und Frankfurt, wohin Goethe im Herbst 1771 von Straßburg als Lizentiat zurückgekehrt war. Dieser Briefverkehr wurde indes längere Zeit fast ganz allein von Lavater geführt. Der um acht Jahre ältere Zürcher Gottesmann überschüttete darin den jungen Dichter, dessen Bedeutung für das Gelingen des Unternehmens er wohl erkannte, mit den höchsten Lobsprüchen. So eifrig indes Goethe für Lavaters „Physiognomik" Silhouetten zeichnete, so zurückhaltend war er gegenüber der religiösen Propaganda dieses neuen Freundes. „Daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst!" schrieb er in einem Brief an ihn und Johann Kaspar Pfenninger. „Wozu die? Brauch ich Zeugnisse, daß ich bin? Zeugnis, daß ich fühle? — Nur so schätz, lieb, bete ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärket. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt und zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele falle ich dem Bruder um den Hals: Moses!

[1] Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe von Johann Caspar Lavater. 4 Bde. Leipzig u. Winterthur 1775—1778.

Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Machiavell. Darf aber auch zu jedem sagen: Lieber Freund! Geht's dir doch wie mir! Im einzelnen sentierst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in euren Kopf so wenig wie in meinen."

Ermutigend waren solche Auslassungen für Lavaters Bestrebungen gewiß nicht; dennoch ließ sich der Zürcher Freund dadurch keineswegs abschrecken. Er ging Goethe gegenüber bis zur Grenze der Nachgiebigkeit: „Mein lieber Bruder, Gott weiß es, du bist's noch mehr, seit du's mir gesagt hast: ‚Ich bin kein Christ'". Das war seine sanfte Antwort auf alle ablehnenden Bemerkungen Goethes über pietistische Propaganda, und auch die Klettenberg ließ sich durch die offenbare Unversöhnlichkeit dieser Gegensätze nicht abhalten, die beiden Männer als die waren Freunde und Lieblinge Christi in einem Atem zu nennen.

Als dann um die Mitte des folgenden Jahres 1774 Lavater selbst nach Frankfurt kam, bewirkte der persönliche Verkehr nun doch eine freundschaftliche Annäherung der beiden, und es ist bekannt, mit welch feuriger Begeisterung der Dichter des „Götz" eine Zeitlang von dem sanften, menschenfreundlichen Schweizer Physiognomiker sprach und schrieb. Er nannte ihn u. a. „die Blüte der Menschheit und das Beste vom Besten". Auf Goethes Stellung zum Kirchenglauben hatten indes diese persönlichen Beziehungen nur geringen Einfluß, da gerade um diese Zeit ein viel schärferer Geist als der Lavaters den glänzendsten Dichtergenius in seinem Zauberbanne festhielt: der Geist des Philosophen Baruch de Spinoza.

Friedrich Jacobi machte als erster den Frankfurter Dichter mit der Lehre Spinozas bekannt. Es unterliegt keinem

Zweifel, daß Fritz Jacobi sich trotz des Mangels an gediegener Schulbildung durch angestrengtes Studium gründlich und selbständig in das schwierige System der spinozistischen Gedankengänge hineingearbeitet hatte. Von Goethe wird man nicht das gleiche behaupten können. Sein Selbstbekenntnis in „Dichtung und Wahrheit" läßt jedenfalls nicht darauf schließen, gewährt aber einen interessanten Einblick in seine Denkweise und vor allem in seine Fähigkeit, gewisse Momente eines philosophischen Systems mit hellem Geist zu erfassen und sie mit der Richtung seines eigenen Wesens in Verbindung zu bringen. Die Stelle lautet:

„Nachdem ich mich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, geriet ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus diesem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben. Genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sitliche Welt aufzutun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satz hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: ‚Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wiederliebe', mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: ‚Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?' mir recht aus dem Herzen gesprochen ist.

Übrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegen-

gesetzten folgen. Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit meinem alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit notwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zustande."

Eine feste, abgeschlossene Weltanschauung vermittelte die Lehre des Amsterdamer Philosophen dem Dichter vorderhand noch nicht. Es war augenscheinlich vor allem der Menschenfreund, den er in Spinoza verehrte. Man braucht es daher nicht direkt als Ausfluß des Spinozismus zu bezeichnen, wenn Goethe um diese Zeit in der Poesie als der Titane Prometheus den Göttern Trotz bietet und in seinem Urfaust sich „mit aller Wollust und aller Pein des Titanismus vertraut" zeigt. Schon die leidenschaftliche Sprache in diesen Poesien beweist, daß sein religiöses Bekenntnis damals noch keine sichere, bestimmte Form angenommen hatte, daß in ihm vielmehr trotz Spinoza und Enzyklopädisten Glauben und Unglauben noch miteinander in Fehde lagen.

2.

Im Spätherbst 1775 siedelte Goethe als Mentor des jungen Prinzen Karl August nach Weimar über. Die fünf ersten Jahre, die er dort am Hofe verlebte, umfassen die vielgefeierte Genieperiode des Dichters, die Zeit der jugendlich tollen Vergnügungen und Exzesse, der unaufhörlichen Festlichkeiten und Zerstreuungen, der galanten Abenteuer und Par-

forcejagden, der Maskenzüge und Theateraufführungen ohne Ende. Unter all diesen Äußerlichkeiten hat Goethes Innenleben unstreitig schweren Schaden gelitten. Wir hören jetzt nichts mehr von einem seelischen Kampf zwischen seinem besseren Ich und dem Geiste der Verneinung, aber auch von keinem gläubigen Gebet oder irgendeinem Akt der äußeren Gottesverehrung. Nicht einmal „Iphigenie", die weitaus bedeutendste Dichtung dieses Lustrums, die in der ursprünglichen Fassung dem Schlusse des ersten Weimarer Aufenthaltes angehört, kann als Ausdruck der gläubigen Anerkennung einer übernatürlichen Welt bezeichnet werden. Das Stück ist vielmehr die bewußte und gewollte Verherrlichung der reinen Menschlichkeit und weist somit bereits auf das große bestimmte Ziel des Altmeisters hin, das Goethe in seinen späteren Jahren mit den Worten umschrieb: „Sinn und Bedeutung meiner Schriften und meines Lebens ist der Triumph des Reinmenschlichen."

Es liegt nahe, dieses Lebensprogramm des Dichters auf den Einfluß der Loge zurückzuführen, der sich Goethe im Frühjahr 1780 angeschlossen hatte. Zwar ist sein Verhältnis zum Geheimbunde nie ein sehr inniges gewesen. Seinem genialen Geist erschien das freimaurerische Zeremoniell abgeschmackt, die Wichtigtuerei mancher Brüder lächerlich, die Handlungsweise anderer unehrlich. Im Jahre 1789 hat er sogar mit der Loge, wenigstens vorübergehend, in aller Form gebrochen, die Freimaurerei als Staat im Staate bezeichnet und die Maurer „Narren und Schelme" gescholten. So wenig indes sein unabhängiger Geist sich für kleinlichen Zwang und minutiöse Vorschriften erwärmen konnte: die Grundsätze der Loge, vor allem der Kult der Humanität und der dehnbare Begriff von einem großen geheimnis-

vollen Weltenbaumeister waren auch die seinigen. Eine Reihe seiner späteren Werke, vor allem die Rede zum Gedächtnis Wielands, ferner „Wilhelm Meisters Wanderjahre", endlich einzelne Szenen im „Faust" lassen darüber keinen Zweifel.

Noch ein anderes Moment wirkte hier mit und machte ihm die freimaurerischen Symbole in ihrer unbestimmbaren Bedeutung sympathisch: seine leidenschaftliche Vorliebe für die Natur, ein Hang, der sich mit den Jahren zu einem religiösen Bekenntnis auswuchs und beim Dichter die Stelle des christlichen Offenbarungsglaubens vertrat. Man hat deshalb Goethe gewöhnlich einfach als Pantheisten bezeichnet, und selbst Heinrich Heine urteilt summarisch: „Goethe, den Pantheisten, mußte die Naturgeschichte endlich als Hauptstudium beschäftigen." Das ist gewiß richtig, bedarf aber einer näheren Erklärung, da der Begriff Pantheist die verschiedensten Auslegungen zuläßt.

Den Kirchenglauben hatte Goethe schon vor der Übersiedelung nach Weimar endgültig abgestreift. Die Bibel war ihm längst kein göttliches Buch mehr. Die Grundsätze und Lehren der lutherischen Konfession existierten für ihn praktisch nicht. Von den orthodoxen Pastoren in Weimar sprach er mit auffallender Geringschätzung. Seinen Freund Herder ließ er als Gelehrten gelten, als „Diener am Wort" dagegen sagte er ihm nur soweit zu, als Herder die übernatürlichen Beweggründe ausschaltete und an Stelle der Offenbarung den elastischen Begriff der Humanität setzte. Die Beziehungen zu Lavater, die ihn vorübergehend dem Christentum, aber auch nur in der Form eines vagen Gefühlsglaubens genähert hatten, lockerten sich im Laufe der Jahre, und der Geist des Widerspruchs gewann von neuem die

Oberhand. Das zeigte sich am auffallendsten, als 1782/1786 Lavaters merkwürdiges Buch „Pontius Pilatus" erschien.

Diesem Werke gegenüber, das alles Große auf Erden in Kunst, Geschichte, Natur und Menschheit auf den geschichtlichen Christus bezog, vermochte Goethe die Toleranz, mit der er bisher die Bestrebungen des Zürcher Propheten als kaum beteiligter Zuschauer begleitet hatte, nicht länger aufrechtzuhalten. In häufigen Randglossen und gelegentlichen Bemerkungen kommt er auf die pietistische Schrift zu sprechen und läßt seinem Unwillen über sie freien Lauf. An Lavater selbst schrieb er unmittelbar nach der Lektüre des Buches: „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein dezidierter Nichtchrist bin, so hat mir dein ‚Pilatus' usw. widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Deinen ‚Pilatus' habe ich sogar zu parodieren angefangen; ich habe dich aber zu lieb, als daß mich's länger als eine Stunde hätte amüsieren sollen. Darum laß mich deine Menschenstimme hören, damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht." Vergebens suchte Lavater durch einen irenischen Brief den bisherigen Freund zu beschwichtigen und sanft auf seine Seite zu ziehen. Goethe erkennt die persönliche Milde und Friedfertigkeit des frommen Schweizers rückhaltlos an, macht auch halb im Scherz, halb im Ernst den Vorschlag: „Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Kolumnen nebeneinandersetzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten", aber er fühlte wohl, daß hier zwei grundverschiedene Weltanschauungen sich gegenüberstanden. „Die Geschichte des guten Jesus", schreibt er am 6. April 1782 an Frau v. Stein, habe ich nun so satt, daß ich sie von

keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte.“ Und er schließt seinen längeren zornigen Herzenserguß mit den Worten: „In meinen Augen knüpft sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der grassesete Aberglauben durch das feinste und unlöslichste Band zusammen.“ Sechs Jahre später lautet sein Urteil noch viel feindseliger, und zwar nicht bloß über Lavater, mit dem er inzwischen völlig gebrochen hatte, sondern auch über die christliche Religion selbst. Die Stelle, die sich bezeichnenderweise in einem Brief an Herder findet, läßt über Goethes ablehnende Stellung zum Christentum und zur geoffenbarten Religion überhaupt keinen Zweifel übrig. „Es bleibt wahr: das Märchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch 10/m. Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebensoviel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu verteidigen als es zu bestreiten.“

Um diese Zeit beschäftigte sich Goethe von neuem eingehend mit den Schriften der französischen Enzyklopädisten und noch mehr mit den Theorien Rousseaus. Der Naturkult des Genfer Philosophen hat ihn gerade in den neunziger Jahren mächtig angezogen und hat im Verein mit der eigenen alten Jugendneigung am meisten dazu beigetragen, seine Naturreligion zu befestigen und zu einer Art System auszubauen. Die Grundlinien dieses Quasi-Systems eines pantheistischen Glaubensbekenntnisses hat der Dichter im „Tiefurter Journal“ unter der anziehenden Form geistvoller Aphorismen dem Weimarer Hof unterbreitet. Der Aufsatz ist vielleicht nicht selbst von Goethe niedergeschrieben, sondern lediglich von ihm inspiriert. Er enthält aber in knapper Zusammenfassung alle wesentlichen Punkte seiner Weltanschauung, und der Dichter hat als Greis ausdrücklich bestätigt, daß die

Aphorismen seine damaligen Ansichten über Gott und Natur richtig wiedergaben. Nur wenige, besonders kennzeichnende Sätze hebe ich hier aus dem mehrseitigen Essay heraus[1]:

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen.

Auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie[2]. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. — Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. — Sie ist ganz und doch immer unvollendet. — Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst."

Goethe hat hier, wie Baumgartner in seiner Biographie des Dichters zutreffend bemerkt, die schönsten Züge der christlichen Gottesidee und Weltanschauung zum Bilde seiner Natur herangezogen, aber sie alle pantheistisch entwertet

---

[1] Vgl. zu den folgenden Zitaten und kritischen Bemerkungen: Baumgartner-Stockmann, Goethe I³ 427—443. [2] Von Goethe gesperrt.

und entstellt: „Gott und Natur, Natur und Mensch, Wesen und Erscheinung, die Natur und ihre Werke, das Ewige und das Vergängliche, das Unendliche und das Endliche, Geist und Materie, Leib und Seele, die erhabenste Weisheit und die menschliche Torheit, das göttliche Genie und die plumpste Philisterei: alles ist eins — ein ewiger Tanz in steter Gegenwart, ein Schauspiel für vernünftige Marionetten aufgeführt; doch, ob der Herr dieses großen Weltballetts und dieser Weltkomödie selbst Vernunfterkenntnis besitzt, — wissen wir nicht! Der freie Wille wird nicht ausdrücklich geleugnet, aber, was auf dasselbe hinausläuft, zum notwendigen Trieb erklärt. Wahrheit und Falschheit stehen sich gleich: beides sind Worte derselben, ewigen, unwandelbaren Natur. — Die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes versinken im Abgrund eines ewigen Fatums; eine eiserne Notwendigkeit zwingt den Menschen so zu sein, wie er ist; die ewige Wahrheit freut sich an der Täuschung, das Unnatürlichste ist Natur; auch der Dieb, der Ehebrecher, der Mörder, der Straßenräuber kann sich selbst freisprechen, denn alles tut die Natur: Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst."

Diesen Entwurf einer Weltanschauung hat der Dichter auf seiner italienischen Reise 1786—1788 keiner Revision unterzogen, im Gegenteil, er hat ihn nach einer neuen Richtung hin, d. h. für das Gebiet der Kunst, ergänzt und erweitert. Als Goethe die Ewige Stadt betrat, lagen ihm religiöse Ziele völlig fern. Er war nach Rom gekommen, um für seine Kunst Anregungen und Motive zu gewinnen, nicht, um sein naturalistisches Glaubensbekenntnis nochmals auf seine Gediegenheit hin zu prüfen. Deshalb ging der Dichter den Eindrücken des katholischen Lebens und

Denkens in Italien eher aus dem Wege, als daß er sie aufsuchte. Deshalb auch hatte er für manche Schattenseiten der Äußerungen kirchlicher Frömmigkeit ein schärferes Auge als für die Fülle von Licht und überirdischer Schönheit, die sich dem ungetrübten Blick in einem katholischen Lande, und vor allem in der Hauptstadt der Christenheit, ungesucht offenbart. So war schließlich das Ergebnis der berühmten Reise für seine künftige Kunstrichtung bedeutend, für seine religiöse Anschauung dagegen gering, oder vielmehr es war negativer Art: es äußerte sich nicht aufbauend, sondern niederreißend in den „Römischen Elegien" und vollends in den „Venetianischen Epigrammen". Kunst und Natur vereint treten jetzt für ihn an die Stelle der geoffenbarten Religion und haben diesen Platz auch in der Folgezeit behauptet. „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist aber als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere", gestand er noch 1813 seinem Freund Jacobi. Und er fügte bei: „Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist auch dafür gesorgt."

Mit der Rückkehr aus Italien ist in der Tat der religiöse Entwicklungsgang Goethes im wesentlichen abgeschlossen. Alle späteren Wandlungen berühren fast nur noch die genauere Formulierung des Bekenntnisses, nicht mehr seinen Inhalt. Selbst die wichtigsten Erlebnisse des hochgestellten Mannes bewirkten keine tiefergehende Änderung. Einen sprechenden Beweis dafür liefert sein Besuch in Münster i. W. bei der schöngeistigen Konvertitin Amalie Fürstin v. Gallitzin.

Als Goethe im Dezember 1792 diese bedeutende Frau kennenlernte, kam er zum erstenmal in eine ganz katholische Umgebung. Nie in seinem Leben ist die katholische Welt-

auffassung liebenswürdiger und der Individualität des deutschen Dichters entsprechender an ihn herangetreten.

Amalie war eine enthusiastische Verehrerin des Schönen in Kunst und Natur, vielseitig gebildet, bewandert in den Schriften Rousseaus und der französischen Enzyklopädisten, im Umgang von gewinnender Natürlichkeit, Güte und Teilnahme. Goethe schreibt über sie in der „Campagne in Frankreich": „Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten: sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem inneren, beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Beides hatte sie erfaßt: das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen, und hier erinnere man sich Rousseauscher Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht. Zum einfältigen Wahren wollte man in allem zurückkehren: Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kinder lernten schwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen. Diesmal hätte ich die Tochter kaum wieder erkannt; sie war gewachsen und stämmiger geworden, ich fand sie verständig, liebenswert, haushälterisch, dem halbklösterlichen Leben sich fügend und widmend. So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen; das ewige Künftige hatten sie in einer Religion gefunden, die das, was andere lehrend hoffen lassen, heilig beteuernd zusagt und verspricht."

Die Fürstin und ihr Kreis ließen es Goethe gegenüber an keinerlei Aufmerksamkeit und zarter Rücksichtnahme auf seine ihnen allen wohlbekannten Lebensgrundsätze fehlen. Amalie ging jetzt und später in ihren Briefen an den Liebling der Musen bis an die Grenze freundlicher Nachgiebigkeit und Duldung, suchte allem, was Goethe tat, sprach

und schrieb, nur die beste Seite abzugewinnen, machte aber anderseits kein Hehl aus ihrem Herzenswunsche, den einflußreichen Dichter zur Anerkennung der katholischen Wahrheiten zu bringen. Goethe hinwieder fühlte recht gut, daß hier sein neuheidnisches Bekenntnis eine gefährliche Probe zu bestehen hatte, und war deshalb bestrebt, durch persönliche Liebenswürdigkeit dieser Gefahr auszuweichen. Bereitwillig ging er zwar auf alle Gesprächsstoffe ein, erzählte „rührend und erhaben, ohne alles Danebenspielen“, wie die Fürstin ihm nachträglich brieflich bestätigte, von der römischen Fronleichnamsprozession, ließ sich sogar herbei, religiöse Fragen in sachlicher Auseinandersetzung mit der Fürstin zu erörtern, blieb aber fest bei seiner naturalistischen Weltanschauung und wiederholte „mild und ruhig sein gewöhnliches Credo“. Er fügte bei: „Auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause; sie mit dem nachgelassenen Wunsche: mich wo nicht hier, doch dort wiederzusehen.“

Katholiken können bei der Lesung dieser Aufzeichnungen Goethes sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Gnade hier deutlich und mahnend an den Vielgefeierten herangetreten ist, daß er indes absichtlich ihre Stimme überhörte und das aufrichtige Entgegenkommen der Fürstin zwar mit diplomatischem Anstand, aber in der Sache entschieden zurückwies. Spurlos ging freilich das Erlebnis in Münster an Goethe nicht vorüber, die Erinnerung daran hat ihn vielmehr durchs ganze Leben begleitet, das bezeugte später Rat Schlosser mit den häufig zitierten Worten: „Goethe sagte mir einmal, und zwar in einer Zeit, als ich noch nicht katholisch geworden: wie durch eine geheimnisvolle Macht finde er sich immer von neuem hingezogen zu jenen echt katholischen Naturen, die, befriedigt im festen

und treuen Glauben und Hoffen, mit sich und andern in Frieden leben und Gutes tun aus keinen andern Rücksichten, als weil es sich von selbst versteht und Gott es so will. Vor solchen Naturen habe er dauernde Ehrfurcht, und er habe diese zum erstenmal in seinem Leben gegen die Fürstin Gallitzin und in ihrem Kreise von Freunden empfunden."

Solche freundliche Aussprüche des Altmeisters scheinen jenen Verehrern Goethes rechtzugeben, die der Ansicht sind, daß der Greis dem Christentum, zumal der katholischen Lehre und Auffassung, wesentlich nähergestanden habe als der jugendliche Stürmer und Dränger. Es soll nicht geleugnet werden, daß sich für diese Meinung eine Reihe von nicht zu unterschätzenden Gründen ins Feld führen lassen. In den größeren Werken aus seiner Meisterzeit, zumal in den „Wahlverwandtschaften", in „Dichtung und Wahrheit", in den „Wanderjahren" kommt der Dichterfürst häufig und zumeist ohne Feindseligkeit oder abstoßende Voreingenommenheit auf katholische Einrichtungen und Gebräuche zu sprechen. Wiederholt verwertet er die romantischen Motive von mittelalterlichen Kapellen, von Klöstern und Einsiedlern, von Gelübden und religiösen Zeremonien. Nicht ohne Wärme wird das St. Rochusfest in Bingen geschildert, und die vielzitierte Charakteristik der sieben Sakramente der katholischen Kirche erscheint in ihrer klassischen Sachlichkeit und würdigen Schönheit durch keinen Mißton der Unkenntnis oder gar des Übelwollens getrübt. Auch mit der christlichen Kunst, besonders der mittelalterlichen deutschen, hat sich der rastlos strebende Mann an der Schwelle des Greisenalters eingehend befaßt und hierin an dem überzeugten Katholiken Sulpiz Boisserée einen aus-

gezeichneten Führer und Berater für die religiösen Fragen gefunden. Der Briefwechsel zwischen den beiden gehört zum Gehaltvollsten, was wir an Goethekorrespondenzen besitzen. Einen geradezu apologetischen Wert aber hat man nicht ohne Grund jenem geflügelten Worte zuerkannt, das er als Achtzigjähriger Eckermann gegenüber äußerte: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer weiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Neben solchen Glanzstellen finden sich jedoch selbst in den Meisterwerken und noch viel häufiger in seinen kleineren Schriften und Briefen ungezählte Invektiven und Spöttereien gegen das Christentum und die geoffenbarte Religion, die zweifellos einen tieferen Einblick in die wahre Gesinnung Goethes gewähren als die wohl temperierten ästhetischen Urteile über die Schönheit des katholischen Kultus und die Erhabenheit einzelner kirchlichen Lehren. Man denke nur an seine wiederholten abfälligen Äußerungen über die Bibel, seine Vergleiche zwischen Moses und Cellini, sein Kampfgedicht zum Reformationsfest 1817, seine vielen Spottverse über Christus im „Westöstlichen Divan" und endlich an seinen unleugbaren Haß gegen das Kreuz als Symbol der christlichen Leidensidee, worüber er als 82jähriger Greis in einem vertraulichen Brief an den Musiker Zelter sein Urteil in die Worte faßte: „Ein leichtes Ehrenkreuzlein ist immer etwas Lustiges im Leben; das leidige Marterholz, das Widerwärtigste unter der Sonne, sollte kein vernünftiger Mensch auszugraben und aufzupflanzen bemüht sein. Das

war ein Geschäft für eine bigotte Kaiserin-Mutter, wir sollten uns schämen, ihre Schleppe zu tragen."[1]

Zu solchen schroff feindseligen Äußerungen nehme man die Tatsache, daß sich der Olympier wiederholt und mit ruhiger Bestimmtheit als Nichtchristen und Gegner jedes Offenbarungsglaubens bezeichnet. Bemerkenswert ist diesbezüglich eine Stelle aus dem Brief vom 22. März 1831 — also ebenfalls kurz vor dem Tode des Dichterfürsten — an Boisserée, wo er schreibt, er habe alle Glaubenslehren der Menschheit seit Erschaffung der Welt durchgegangen, habe jedoch keine gefunden, die ihm völlig zugesagt hätte. „Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnis stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualifizieren."

Die Illustration zu diesem Worte bildet Goethes gewaltigste Dichtung, die große Summa seines Lebens und Schaffens, der „Faust". — Jüdische, heidnische und christliche Elemente machen in der verschiedenartigsten Zusammensetzung und Gruppierung den Inhalt des mächtigen Werkes aus. Die ursprünglich christliche Faustsage ist mit heidnischen Mythen von Göttern und Heroen verbunden und verschmolzen. Die jüdische Geheimlehre der sog. Kabbala bildet nicht nur den Schlüssel zum dunklen Hexeneinmaleins, sondern augenscheinlich zu manchen andern Rätseln dieses

[1] Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, 4. Abt. LXVIII 223.

berühmten Weltgedichts. Ich vermag zwar einem neueren protestantischen Forscher nicht völlig beizustimmen, wenn er die Kabbala geradezu als die große Grundlage des Gesamtwerkes bezeichnet und seine Untersuchung über das Hexeneinmaleins mit den Worten schließt: „Goethes ‚Faust' ist die größte Apotheose, welche bislang das Judentum in der Welt erfahren hat“ [1]; aber ich bin doch mit der Mehrzahl der Literaturkenner durchaus der Ansicht, daß wir die wundervolle, unstreitig katholisch gehaltene Schlußszene keineswegs als den Ausdruck von Goethes religiösem Glaubensbekenntnis betrachten dürfen. Es waren vielmehr rein ästhetische Gründe, die dem Dichter diesen erhabenen Abschluß empfehlen mußten. Die herrliche Szene beweist also nur von neuem die gewiß erfreuliche Tatsache, daß kein großer Dichter und Künstler der christlichen Ära die unvergleichlichen Schönheitsmomente und den unerschöpflichen Ideengehalt des katholischen Gottesdienstes für die gewaltigsten seiner Schöpfungen entbehren kann. „In Goethes Faust“, sagt Baumgartner in seiner Würdigung dieses Kunstwerks abschließend, „kehrt der Geist des 18. Jahrhunderts, der Geist Voltaires und der Enzyklopädisten, nach langer, unbefriedigender Weltfahrt, zweifelsmüde in die verlassenen Kathedralen des Mittelalters zurück, aber nicht um zu beten, nicht um zu glauben, sondern bloß um die dürren Gespenster des Rationalismus loszuwerden und für die Ideale natürlicher Ordnung wieder Poesie und Kunst, herzerfreuende Bilder und Gestalten, Töne und Melodien zu finden.“

---

[1] Gustav Siebert, Das Hexeneinmaleins, der Schlüssel zu Goethes Faust. Münster i. W. 1914, S. 29.

III. Referate über Goethe-Schriften.

1. Eine neue Fausterklärung.

Längst war es den Goetheforschern bekannt, daß in der Faustdichtung manche Anklänge an die mittelalterlich-jüdische Geheimlehre der sog. Kabbala enthalten sind. Goethe gab sich nach eigenem Geständnis als zwanzigjähriger Jüngling viel mit alchimistischen und ähnlichen abergläubischen Versuchen ab: er verschaffte sich allerhand Tiegel, Phiolen und Essenzen, bediente sich des Windöfeleins seiner pietistischen Freundin Fräulein v. Klettenberg, betrieb eifrig die Herstellung des heilbringenden Kieselsaftes und las mit fieberhaftem Interesse in Wellings Opus mago-cabbalisticum, in den Werken eines Theophrastus Paracelsus, in der Aurea Catena Homeri und in Arnolds berüchtigter „Kirchen- und Ketzerhistorie". Hermann Türck zeigt in seiner kleinen Schrift — ursprünglich ein Vortrag — „Magie, Alchimie, Mystik und Saint-Simonismus in Goethes Faust" (Jena 1906), daß der Dichter diese Erinnerungen an eine merkwürdige Periode seines Lebens im „Faust" reichlich verwertet hat. Aber weder Türck noch irgendein Forscher, der sich mit dieser Seite des Faustproblems befaßte, hat sich die Mühe genommen, der Sache auf den Grund zu gehen und das religiös-philosophische Weltanschauungssystem der Kabbala erschöpfend zu studieren.

Selbst Ferdinand August Louvier, der im Jahre 1887 sein zweibändiges, aufsehenerregendes Werk „Sphinx locuta est. Goethes Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung" (Berlin) erscheinen ließ und auch in späteren Schriften, besonders in „Chiffre und Kabbala in Goethes Faust" (Dresden 1897) die Ansicht verteidigt, der deutsche Dichter habe den „Faust" als Kabbalist geschrieben, nimmt diesen Ausdruck lediglich in einer etwas weiteren Fassung. Goethe hat nach Louvier in seinen „Faust" einen mehrfachen Sinn hineingelegt: einen poetischen, einen philosophischen, einen historischen und einen kabbalistischen. Unter letzterem versteht der Gelehrte aber nicht die mittelalterlich-jüdische Weltanschauung, sondern überhaupt eine geheime Deutung, die der Altmeister nach dem Vorbild der echten Kabbalisten mit den Gebilden seiner Phantasie verband. So ist nach Louvier z. B. die Mater gloriosa in der berühmten Schlußszene poetisch die Jungfrau Maria, philosophisch die Vernunft, historisch Kants Vernunft, kabbalistisch die „hermetische Weisheit".

Man mag über solche Auslegungskünste des eifrigen Forschers in vielen Fällen lächeln: unbestritten bleibt, daß es Louvier in fünfzehnjähriger unermüdlicher Tätigkeit gelungen ist, manche von den Rätseln zu lösen, die Goethe nach eigenem Geständnis in den „Faust", besonders im zweiten Teil, „hineingeheimnist" hat. O. Steinzänger weist das in seiner Broschüre „Goethes Faust — ein Geheimbuch" (Hamburg 1906) für einige Stellen überzeugend nach und verteidigt den verstorbenen Gelehrten gegen die Angriffe der zünftigen Goethephilologen. Louvier selbst hatte alle die Jahre hindurch rastlos nach einer noch nicht veröffentlichten Schrift des alternden Goethe gesucht, die den Schlüssel

zum „Faust", d. h. die geheime Deutung aller einzelnen Figuren und Szenen der Dichtung bergen müsse. Er war von der Existenz eines derartigen Manuskripts fest überzeugt und glaubte, gewisse Stellen in den Tagebüchern, wo von dem „Hauptgeschäft" die Rede ist, für seine Hypothese in Anspruch nehmen zu dürfen.

Eine solche Schrift wurde nicht aufgefunden. Wäre sie vorhanden, dann müßte sich ihr Inhalt ungefähr mit der Broschüre von Professor Dr. Gustav Siebert[1] decken. Völlig unabhängig von den Forschungen eines Türck, Louvier, Steinzänger vertritt der Verfasser die Ansicht, daß im Hexeneinmaleins und somit im kabbalistischen Weltanschauungssystem als solchem die Lösung des Faustproblems liege.

Gestützt auf seine genaue Vertrautheit mit den äußerst komplizierten Lehren und Vorstellungen der Kabbala erklärt Siebert zunächst die Bedeutung der scheinbar sinnlosen Zahlenspielerei des Hexeneinmaleins:

Du mußt verstehn!
Aus Eins mach Zehn.
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach gleich,
So bist du reich.
Verlier die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach Sieben und Acht,
So ist's vollbracht.
Und Neun ist Eins.
Und Zehn ist keins.
Das ist das Hexeneinmaleins.

Jedes dieser Sätzchen entspricht der bizarren „Zahlenmystik" der Kabbala. So ersteht vor unserem Geistesauge ein äußerst seltsames, phantastisch absurdes religiöses System,

---

[1] Das Hexeneinmaleins, der Schlüssel zu Goethes Faust. Münster i. W. 1914, Aschendorff.

das mit dem Christentum allerdings nichts weiter gemein hat als einzelne Ausdrücke, denen aber ein durchaus fremder Sinn zugrunde gelegt wird. Damit gibt Siebert als erster eine befriedigende Erklärung des vielumstrittenen Hexeneinmaleins. Dieses Verdienst werden dem Verfasser wohl alle Kritiker zugestehen müssen, mögen sie nun den weiteren Ausführungen und Schlußfolgerungen zustimmen oder nicht. Jene eigenartige Weltanschauung — doch nicht in der ursprünglich mittelalterlich-jüdischen Form, sondern in der streng geometrischen Fassung, die ihr Spinoza gegeben — bildet nämlich nach Siebert zugleich das Fundament, auf dem sich die ganze Faustdichtung aufbaut. Ganz besonders hat Goethe das spezifisch kabbalistisch-spinozistische Religionsdogma von der Selbsterlösung im bewußten Gegensatz zur christlichen Lehre als Eckstein seiner Fausttragödie gewählt. „Die Idee der Selbsterlösung", meint Siebert, „bildet das ethische Grundthema der ganzen Fausttragödie[1], weshalb sich diese als die poetische Verklärung der jüdischen Mystik erweist und mit dem Christentum gar nichts zu tun hat. Sie ist, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, die Verneinung der gesamten christlichen Weltanschauung" (S. 14).

Zu dieser von der populären Erklärung scharf abweichenden Auffassung gelangt der gelehrte Forscher nicht auf dem Wege von Konjekturen, sondern durch die wissenschaftliche Betrachtung des sog. kabbalistischen Baumes (arbor cabbalistica) und die Anwendung dieses Schemas auf die Grundlagen und die stufenweise Entwicklung der Fausttragödie. Wenn indes der protestantische Verfasser mit der zumeist

[1] Das Sätzchen steht bei Siebert in Fettdruck.

von Dilettanten vertretenen Auslegung aufräumt, die von dem tief christlichen Grundcharakter der Faustdichtung Goethes in beweglichen Worten zu erzählen wußte, so leugnet er damit natürlich nicht den christlichen Ursprung der mittelalterlichen Faustsage. Diese zwei Begriffe sind selbstverständlich scharf auseinanderzuhalten. Es bleibt auch jetzt wahr, was Baumgartner schon vor dreißig Jahren in seiner Goethebiographie betonte: „Fast die ganze Tragödie läßt sich im katholischen Sinne deuten.“ Eine andere Frage ist, ob eine solche Deutung den Absichten des Dichters entspricht. Sieberts Schrift antwortet hier mit einem entschiedenen Nein. Soweit enthält seine neue Fausterklärung eine wertvolle Rechtfertigung der vorsichtigen Stellungnahme Baumgartners, der jenen Deutungsversuchen im christlichen Sinne immer sehr skeptisch gegenüberstand und unter anderem darauf hinwies, daß einige wichtige Momente, namentlich die Wetten im Himmel und auf Erden, ganz aus dem Rahmen der katholischen Auffassung herausfallen. Goethe hat in der Tat die ursprünglich christliche Faustsage der Hauptsache nach nicht etwa veredelt und von Schlacken gereinigt, wie begeisterte Rezensenten uns glauben machen wollen, er hat sie vielmehr in den Dienst eines religiös-philosophischen Systems gestellt, das nach Siebert „die Verneinung der gesamten christlichen Weltanschauung“ in sich schließt.

Interessant wäre es nun, zu untersuchen, inwieweit die kabbalistischen Anschauungen auch die Einzelheiten der großen Dichtung bestimmen oder doch beeinflussen. Siebert führt diese Prüfung nur in einigen wenigen Punkten durch, scheint aber davon überzeugt zu sein, daß sich fast alle einzelnen Szenen, Gestalten und Motive des Dramas

zwanglos in das System der Kabbala eingliedern lassen[1]. Wirklich vermag er einige von den meistumstrittenen Figuren der Dichtung ziemlich befriedigend nach seiner Theorie zu erklären, z. B. den Erdgeist, „die Mütter", den Begriff der Wetten (trotz eines mißverständlichen Ausdrucks über die Vorsehung Gottes S. 22), den Ausdruck „Der Alte" für Gott im Vorspiel, die Gestalt des Mephistopheles usw. Doch den Beweis für die große Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Momente ist er uns vorläufig noch schuldig geblieben. Ich glaube kaum, daß sich ein solcher ungekünstelt führen ließe. Die pantheistischen Grundlinien der Kabbala mochten Goethes eigener religiösen Weltauffassung durchaus entsprechen, und daß Spinoza sie in ein scharf umrissenes, mathematisch bestimmtes Schema gebracht hatte, mußte der Dichter als Wohltat empfinden, da ihn diese festen Vorstellungen und Begriffe davor schützten, sich im Vagen zu verlieren. Daß aber ein Mann wie Goethe sich bei seinem gewaltigsten Werke bis in die letzten Einzelheiten einem scharfsinnig ausgeklügelten, peinlich geregelten Apparat von religiös-philosophischen Lehrsätzen anbequemt und unterworfen hätte, ist schwer anzunehmen; dafür war selbst der zum Schematisieren geneigte alternde Weimarer Geheimrat denn doch zu sehr frei schaffender Dichter.

---

[1] Einige Ausnahmen gibt Siebert S. 12 selbst zu, wenn er sagt: „Aus dem Spinozismus und der Kabbalistik heraus sind die Schlußworte des Erdgeistes ebenso unerklärbar wie der Sieg der Arbeit und die Erkenntnis unserer endlichen Geisteskraft. Die Arbeit ist christlicher, die endliche Erkenntnis kantischer Einschlag im Faustthema. Diese Weisheit gedeiht nicht im Bereiche der Kabbala und Spinozas."

2. Das letzte Goethe-Jahrbuch.

In 34 Bänden hat die deutsche Goetheforschung der letzten drei Jahrzehnte ihre hauptsächlichsten Ergebnisse aufgespeichert. Das Jahrbuch für 1913 schließt die stattliche Reihe.

Die wichtige Rubrik „Neue Mitteilungen", die in den ersten Jahrgängen hundert und mehr Seiten umfaßte, ist in diesem letzten auf zehn zusammengeschrumpft, und sie bringt nicht etwa Ungedrucktes aus Goethes Nachlaß, sondern einige bisher unbekannte Gedichte seines Jugendgenossen Lenz. — Die Reihe der Abhandlungen eröffnet Dr. A. Hansen mit seinem kurzen Artikel: „Goethe der Natur-Erforscher". Die Goethebiographie von H. St. Chamberlain (München 1912) wird hier aufs schroffste abgelehnt. Hansen beschränkt sich dabei auf die gründliche Widerlegung des undeutschen Ausdrucks „Natur-Erforscher", den Chamberlain zur Kennzeichnung der besondern Art von Goethes Naturbetrachtung willkürlich prägte. „Die artistischen Künste", meint Hansen, „die Chamberlain in seinen Schriften mit unserer Sprache treibt, standen alle auf derselben Stufe wie seine Spielereien mit den Worten Natur-Erforschung, Wissen-schaft usw. in seinem Goethebuche. Daß man dieses Jonglieren bei uns als ‚Kunst' ansieht, beruht auf unserem Erbfehler der kritiklosen Bewunderung alles Fremden" (S. 16). Man kann dem Kritiker in dieser einen Frage rechtgeben, ohne nun die scharf polemische Sprache seiner Ausführungen und seine sonstige Stellungnahme zum Goethe-Problem zu billigen; hat doch Hansens eigenes Buch „Goethes Metamorphose der Pflanzen" bei der Fachkritik eine recht geteilte Aufnahme gefunden. — Einen sehr problematischen Wert, unter

dem Gesichtspunkte der Goetheforschung betrachtet, besitzt der Vortrag „Diluvium und prähistorische Menschheit bei Goethe und seinen Zeitgenossen“, den Max Semper auf der Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft im August 1912 zu Weimar gehalten hat und nun im Goethe-Jahrbuch veröffentlicht. Nach der stark panegyrisch gehaltenen Einleitung folgt das nüchterne Geständnis des Verfassers: „Ohne Umschweif gesagt: ob Goethe die Wissensgebiete und Probleme, die Gegenstand dieser Tagung sind, gesehen oder auch nur von ferne geahnt hat, können wir zunächst nicht wissen; aber wir finden ihn niemals auf Wegen, die dahin gehören oder zu ihnen hinführen“ (S. 22). Vielmehr entdeckt man in Goethes und seiner Zeitgenossen Wissen „empfindliche Lücken“, die durchaus nicht belanglos sind für die allgemein menschlichen Fragen des Lebens und der Weltanschauung. Goethe hat sich an Herders „Ideen“ und an Buffons Epoques de la Nature gebildet und in solcher Weise sich ein Weltbild gestaltet. Es bleibt im Sachlichen und Einzelnen verfehlt, aber des Dichters Erkenntnistheorie ist — selbstverständlich! — dennoch „wie eine Vorwegnahme des Positivismus der heutigen Philosophie und der heutigen Naturwissenschaft“ (S. 32). — Eine ausführliche, fleißig gearbeitete Studie von W. Aron beschäftigt sich mit der Stellung Goethes zum Aberglauben. Der Frankfurter Dichter besaß eine natürliche Neigung zum Aberglauben. Gefördert wurde diese Naturanlage beim Knaben durch Vielleserei, besonders durch die Lektüre mythologisch-phantastischer Bücher, auch zum Teil durch die Erziehung. Goethe hat aber später als tätiger Mann diese Nachtseite des menschlichen Lebens abgelehnt und in den Gestalten seiner Dichtungen künstlerisch überwunden. — Viel schärfer umrissen

ist das Thema bei Julius Burghold in seiner Untersuchung „Die Faust-Wetten und ihre scheinbaren Widersprüche". Der Verfasser hebt zunächst klar den Widerspruch hervor, „in dem Mephistos Wette mit dem Herrn und seine Wette mit Faust zueinander zu stehen scheinen". Im Prolog überläßt Gott Faust dem Mephisto, „solang er auf der Erde lebt", den toten Faust verschmäht dieser. Anders in der Vertragsszene. „Hier bedingt sich Mephisto ein Recht auf Faust nach dessen Tode" (S. 64 f.). Es scheint noch ein dritter, weniger belangreicher Widerspruch zu bestehen, nämlich zwischen Vertragsszene Vers 1692 ff. und Mephistos Monolog Vers 1862 ff. Nach Burghold ist die Wette der Angelpunkt, um den sich die ganze Faustdichtung dreht; Fausts Schicksal aber bildet den Gegenstand der Tragödie. Daher glaubt Burghold die scheinbaren Widersprüche am besten beseitigen zu können, wenn Klarheit über die Motive geschaffen wird, die Faust zur Eingehung der Wette bestimmen. Das Grundmotiv ist jedenfalls die Unzufriedenheit, dieses Erbteil von Fausts Charakter. Sie treibt ihn sowohl zum Selbstmord seiner körperlichen wie später seiner geistigen Persönlichkeit. In der weiteren Ausführung dieses Gedankens betätigt der Verfasser viel Scharfsinn und Mühe, ohne daß er meines Erachtens eine allseitig befriedigende Erklärung der Widersprüche brächte.

Von Heinrich Friedrich v. Diez, einem „orientalischen Berater" Goethes, entwirft Franz Babinger ein knapp gefaßtes Lebensbild. Diez, der Sohn eines Kaufmanns aus dem Herzogtum Anhalt, war von 1784 (1787) bis 1791 preußischer Geschäftsträger in Konstantinopel, fiel dann in Ungnade beim Grafen Hertzberg, dem Minister Friedrichs II.,

und brachte die letzten Jahre seines Lebens in behaglichen Verhältnissen als eifriger Orientalist mit Sammeln von Kunstobjekten und Abfassung von gelehrten Schriften zu. Im „Westöstlichen Divan" hat Goethe Diezens Publikationen „Das Buch des Kabus" und „Denkwürdigkeiten aus Asien" fleißig verwertet. — Seinen Essay über Goethes Beziehungen zu Franzensbad leitet Adolf Kohut mit einer Schilderung der Niedergeschlagenheit und Enttäuschung ein, die Goethe darüber empfand, daß er „als Naturforscher von seinen Zeitgenossen im allgemeinen und von den Männern von Fach insbesondere gar nicht anerkannt" wurde. Die Besuche des Dichters in Franzensbad waren häufig, aber Goethe verweilte hier meist nur den einen oder andern Tag auf der Durchreise nach Karlsbad. In Franzensbad — damals noch ein unscheinbarer, wenig genannter Ort — verkehrte er gern mit dem seltsamen Scharfrichter und Münzensammler Karl Huß und widmete sich auch mit Vorliebe der Untersuchung des pseudovulkanischen Hügels „Kammerbühl". In Franzensbad war es, wo der hochbejahrte Dichter in einer Tischgesellschaft die gewiß denkwürdigen Worte sprach: „Laßt Ihr mich mit Euren Schreibfehlern gehn. Ich mache in jedem Brief Schreibfehler und keine Kommas. Ich diktiere meistens und sehe nicht nach. Sollte ich aber alle Briefe beantworten, so müßte ich ein eigenes Comptoir noch haben" (S. 117). — Nicht viel Neues bringt Karl Wollf in seinem, übrigens sehr stoffreichen und wissenschaftlich gut ausgerüsteten Artikel „Goethe und Calderon". Die Beschäftigung des deutschen Dichters mit dem spanischen beginnt erst 1802. Früher finden sich kaum einige Spuren. Die anfänglich warme Begeisterung Goethes für den großen Dramatiker kühlte sich schon 1808, noch mehr 1810 be-

deutend ab. Von da an hegt fast nur noch der Regisseur, nicht mehr der Dichter ein immer noch recht lebhaftes Interesse für den bühnenkundigen spanischen Autor. Wenn Goethe in seinem Alter zu Eckermann sagte, Calderon habe trotz seiner Größe auf ihn gar keinen Einfluß gehabt, „weder im Guten noch im Schlimmen“, so war das freilich eine Selbsttäuschung, wie sie bei dem greisen Dichter nicht selten sich einstellte. — Nicht so sehr von dem Einfluß des einen auf den andern, sondern mehr von der Ähnlichkeit zweier berühmter Männer handelt der kleine Aufsatz „Goethe und Wagner“ von K. Wolterec. Eine erschöpfende Bearbeitung seines Themas lag dem Verfasser offenbar ebenso fern wie Karl Anton bei der recht knappen Skizze, die er von Carl Loewe als Lehrmeister Walther v. Goethes entwirft. Doch selbst die dürftigen neuen Aufschlüsse, die wir hier über des Dichters Enkel erhalten, bedeuten einen weiteren Beitrag zur traurigen Familienchronik der Nachkommen Goethes, des vielgepriesenen Lebenskünstlers.

Als die auffallendste Abhandlung des ganzen Bandes wird man Eugen Wolffs eingehende Studie über die ursprüngliche Gestalt von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ bezeichnen dürfen. Durch die Entdeckung der „Theatralischen Sendung“ im Jahre 1910 sind nun auch die „Wanderjahre“ in ihrer ursprünglichen Fassung leichter zu erkennen. Die ersten größeren Vorarbeiten begannen 1807 mit der Niederschrift von einigen Erzählungen. Um die Mitte des Jahres ist indes „ersichtlich Goethes aufgespeicherter Vorrat an Motiven erschöpft. Schon Mitte Juli beginnt er sich literarisch fortzuhelfen“ (S. 170). Der Dichter liest Lafontaine und gewinnt so neue Stoffe und Anregungen mannigfacher Art. Die „Wanderjahre“ sind anfänglich nur ein

Kranz von Geschichten, die miteinander eine gewisse Verwandtschaft aufweisen, Parallelerzählungen, von denen immer eine auf die andere hindeuten sollte. Das Motiv der Entsagung liegt den meisten zugrunde und wäre besonders durch die geplante starke Benutzung der Legendendichtung zur Geltung gekommen. Aus einem Guß ist bekanntlich der Roman ganz und gar nicht. Wolff läßt es denn auch an kritisch scharfen Bemerkungen über die unebene Arbeitsweise des alternden Dichters nicht fehlen, eine Arbeitsweise, die man wohl keinem andern als eben nur dem großen Olympier nachsehen würde; z. B.: „Das wird der Lappen, durch den der Dichter nach zwanzig Jahren die Fortsetzung anflickt" (S. 174); oder: „Es weckt peinliche Empfindungen über das Gedächtnis oder — den Ernst des Dichters, wenn er Hilaria, die Verkörperung des Herzenstaktes, hier halb verzerrt, halb entschuldigt. . . . Eine derartige Verzeichnung ins Philinenhafte soll offenbar über das Erstaunen hinweghelfen, Hilarien dennoch am Arm Flavios zu begegnen. . . . Rechter Hand, linker Hand alles vertauscht" (S. 181); oder: „Jedenfalls strotzt schon der 1821 einführende, 1829 nachgestellte Begleitbrief Wilhelms an Natalie von Widersprüchen zu dem Briefwechsel der Novelle selbst" (S. 182). Wolffs Studie schließt mit der beachtenswerten Feststellung: „Die Naturformen des Menschenlebens — die Grundtriebe der ganzen Goetheschen Dichtung — sind es, die heiliggesprochen, die religiös verklärt werden und in dieser religiösen Verklärung der Erziehung zum vollen Menschentum als Grund und Mittel dienen" (S. 192).

Auch in den siebzehn Miszellen steckt noch viel tüchtige, mühevolle Kleinarbeit, nur ist hier wiederum seltener vom Dichter selbst als von seinem Freundeskreis die Rede,

und wir hören wohl über ihn sprechen, er selbst aber schweigt. Zur Charakteristik Goethes und zum tieferen Verständnis seiner Werke bringt daher kaum die eine oder andere etwas Licht. Die wertvollsten Beiträge sind wohl Rudolf Blumes „Rechtsgeschichtliche Erläuterungen zu Goethes Faust“ und „Epimenides“ von S. Aschner. Wenn dagegen Ernst Braun nachzuweisen sucht, daß für Goethe bei Abfassung der Ballade „Der Gott und die Bajadere“ nicht etwa indische Mythen, sondern die biblische Erzählung von der Bekehrung Magdalenas als Vorlage gedient habe, so möchte man den Dichter lieber von einer solchen blasphemischen Mißhandlung der Heiligen Schrift freisprechen. Zwingend ist Brauns Argumentation jedenfalls nicht.

Die Goethe-Jahrbücher stellen mit dem 34. Band ihr Erscheinen ein. Der Herausgeber Ludwig Geiger teilt dies in einem Vorwort den Lesern mit. Die Goethe-Gesellschaft hat das bisher bestehende Vertragsverhältnis für Ende 1913 gekündigt, und an Stelle des Goethe-Jahrbuchs tritt nun ein kleineres Organ, das „Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft“. Schon durch den Titel scheint eine innere, nicht bloß eine äußerliche Änderung angedeutet. Die eigentliche Goetheforschung ist mit der Vollendung der großen Weimarer Ausgabe und den andern wichtigen Publikationen der letzten Jahre an einem Endpunkt angelangt. Das Feld ist nach allen Seiten hin durchgeackert, von Neuland ist keine Spur mehr vorhanden: das beweist recht anschaulich dieser Schlußband des Jahrbuchs, besonders die Rubrik „Neue Mitteilungen“. „Woher noch immer den Stoff nehmen?“ fragt mit deutlichem Sarkasmus Oskar Blumenthal in der „Neuen Freien Presse“ vom 19. Dezember 1913 (Nr. 17 715, Morgenblatt). „Die Archive sind nahezu ausgeschöpft. Aus

den Briefmappen und Tagebüchern ist alles Wichtige und sogar alles Nichtige ans Licht gehoben. Die Zettelkästen sind umgestülpt und ihr Inhalt ist in breite Bücher geschüttet worden. Es bleibt nichts übrig, als nunmehr die Persönlichkeiten, die dem Größten der Großen im Leben nahe sein durften, zu befragen und ihre nachgelassenen Papiere zu durchstöbern." Dieser veränderten Lage der Dinge mußte Rechnung getragen werden, wenn das Organ der Goetheforschung in Zukunft nicht ein bloßes Scheindasein fristen sollte. Es bleibt ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß der letzte Band des Jahrbuchs mit einem Nachruf an Erich Schmidt, den langjährigen Präsidenten der Goethe-Gesellschaft, eröffnet wird.

3. Die große Weimarer Ausgabe von Goethes Werken.

Am 15. April 1885 starb in Leipzig Walther v. Goethe, der Enkel und letzte Nachkomme des Dichterfürsten[1]. In seinem Testament vom 24. September 1883 hatte er die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar zur Erbin des gesamten literarischen Nachlasses seines Großvaters eingesetzt. Unter dem Protektorat des Großherzogs und der tätigen Anteilnahme seiner Gemahlin wurde im Sommer 1885 die Goethe-Gesellschaft gegründet und der Plan zu einer abschließenden Neuausgabe von Goethes Werken auf Grund des jetzt erst zugänglichen nachgelassenen Handschriftenmaterials entworfen. Die bekannten Literaturhistoriker und Goetheforscher G. v. Loeper, Wilhelm Scherer

---

[1] Im Vorwort zum 1. Bd. der Weimarer Ausgabe gibt Herman Grimm als Sterbetag Walthers den 18. April an. Es scheint sich aber hier um einen, allerdings höchst auffallenden Irrtum Grimms zu handeln.

und Erich Schmidt stellten die Grundsätze auf, die für die Herausgeber und Mitarbeiter maßgebend sein sollten. Als weitere Redaktoren wurden bald darauf Herman Grimm, Bernhard Seuffert und Bernhard Suphan gewonnen. Nicht weniger als fünf von diesen Gelehrten sind inzwischen schon gestorben; nur der Germanist Seuffert wirkt heute noch in seinem Fache als Universitätsprofessor in Graz. Auch die Mitarbeiterliste, die nach dem ersten Verzeichnis im Jahre 1887 nahezu 70 Namen zählte, erfuhr im Laufe der Zeit mannigfache Änderungen. Die Grundsätze dagegen, nach denen die Herausgabe von Goethes Werken erfolgte, sind im großen und ganzen dieselben geblieben, wie sie in dem 1887 erschienenen ersten Bande von Bernhard Suphan ausgesprochen wurden:

„Es soll sich in dieser Ausgabe das Ganze von Goethes literarischem Wirken nebst allem, was uns als Kundgebung seines persönlichen Wesens hinterlassen ist, in der Reinheit und Vollständigkeit darstellen, die jetzt erst, seitdem sein Nachlaß der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich geworden, erreichbar ist. Man sieht also ab von allen rein amtlichen Aktenstücken, die in ihrer durch äußerliche Zwecke bedingten Form und Art sich von dem bezeichneten Umfang ausschließen; ebenso von den reichlich vorhandenen Auszügen und Übersichten, die zum Zwecke der ‚Annalen' angefertigt und für diese aufgebraucht sind. Die Masse des Aufzunehmenden gliedert sich in vier Abteilungen: Werke (im engeren Sinne), naturwissenschaftliche Schriften, Tagebücher, Briefe.

Bei allem, was Gestalt und Erscheinung der Ausgabe im großen wie im einzelnen betrifft, soll befolgt werden, was uns als Goethes selbstwillige Verfügung bekannt ist. In den Tage-

büchern und Briefen, die in genauem Anschluß an die urkundlichen Vorlagen gegeben werden, soll Goethe dem Leser in seiner ganzen Eigenheit sich darstellen. Für den Druck der Werke hat er selbst die Norm gegeben in der Ausgabe letzter Hand. Sie ist sein Vermächtnis, er selbst hat sie so betrachtet als den Abschluß seiner Lebensarbeit.

Ein objektives Bild der gesamten Überlieferung zu geben, ist der jedem Bande beigegebene kritische Anhang bestimmt. An der Spitze der ‚Lesarten' werden jedesmal die für Handschriften und Drucke gebrauchten Siglen, und was sonst an kritischen Zeichen, Abkürzungen usw. der Deutung bedarf, erklärt. Den Anforderungen einer gesunden Philologie soll volles Genüge getan werden mit tunlichster Rücksicht auf den weiteren Kreis gebildeter Leser."

Schon im Jahre 1887 verließen mehrere Bände der neuen Ausgabe die Presse (Weimar, Böhlau). Nach Ablauf von einem Vierteljahrhundert war das Werk mit Ausnahme der Nachträge und Register vollendet. Es umfaßte 52 Bände Werke im engeren Sinne, 13 Bände naturwissenschaftliche Schriften, 13 Bände Tagebücher und 50 Bände Briefe. Den Abschluß bildete die Herausgabe des erst 1910 wieder aufgefundenen „Urmeister", der die 1911 und 1912 erschienenen Bände LI und LII der ersten Abteilung ausfüllt.

Als LIII. Band gesellen sich zu dieser stattlichen Reihe nahezu 600 Seiten „Nachträge", die erst im Sommer 1915 herausgekommen sind, aber das Datum 1914 tragen. Wir finden hier Nachträge zu den Gedichten, zum West östlichen Divan, zu den Dramen, den Jugendschriften und den Aufsätzen über Kunst und Literatur, auch Zeugnisse amtlicher Tätigkeit, soweit sie ein mehr persönliches Gepräge tragen, endlich fünf Testamente Goethes aus den Jahren

1797, 1800, 1831 (drei), die mit zum Bedeutendsten gehören, was dieser Band aufweist. Die Nachträge zu den poetischen Schöpfungen des Dichters sind im allgemeinen von geringerem Werte. Es sind teils schon bekannte, ja bereits in den „Lesarten" früherer Bände veröffentlichte Stücke, teils Erzeugnisse, die man vom Standpunkte des christlichen Sittengesetzes aufs schärfste ablehnen muß.

Das letzte Drittel des Bandes gibt ehrenvolles Zeugnis von der gewaltigen und gediegenen Arbeitsleistung des Herausgebers (Julius Wahle). Es umfaßt die Paragraphen: Nachträgliche Paralipomena zu den einzelnen Bänden der ersten Abteilung (im ganzen 162); aus Notizbüchern, Lesarten, Textverbesserungen und Nachträge zu den Lesarten einzelner Bände der ersten Abteilung; alphabetisches Verzeichnis der Gedichtanfänge dieses Bandes.

Wie schon die bloße Aufzählung dieser Schlußparagraphen andeutet, müssen die Schwierigkeiten, die von den Redaktoren und Mitarbeitern der monumentalen Ausgabe zu bewältigen waren, als ungewöhnlich groß bezeichnet werden, und es darf uns nicht wundern, daß auch die peinlichste Mühewaltung von über hundert anerkannten Gelehrten das Werk nicht von Fehlern und Mängeln freizuhalten vermochte. Die umfangreichen Listen von „Berichtigungen" sind schließlich nur ebensoviele Beweise der allgemein menschlichen Beschränktheit unseres Wissens und Könnens. So enthält z. B. Band III der Briefe über 4, Band VII annähernd 7, Band XVIII reichlich 5, Band XXX nicht weniger als 25, Band L volle 50 Seiten solcher „Berichtigungen", und wer wagte zu behaupten, daß damit jedes Versehen und jede Ungenauigkeit ihre Korrektur gefunden hätten? Die ungewöhnliche Bedeutung des Unternehmens im ganzen und das wertvolle

Ergebnis langjähriger Anstrengungen werden aber durch derartige Mängel im einzelnen um so weniger beeinträchtigt, als es sich bei diesen „Berichtigungen" vielfach nur um ergänzende Bemerkungen, Zusätze und tiefere Begründungen handelt. Gerade dieser außerordentlichen Genauigkeit und peinlichen Gewissenhaftigkeit, womit die Herausgeber ihre schwierige Aufgabe zu lösen versuchten, verdankt ebensosehr wie der bisher unerreichten Vollständigkeit die große Weimarer oder Sophien-Ausgabe ihre wissenschaftliche Unentbehrlichkeit. Da ihre Vollendung mit dem Eingehen des Goethe-Jahrbuches (1913) zeitlich ungefähr zusammenfällt, so hat in ihr die Goetheforschung im engeren Sinne praktisch ihren Abschluß gefunden.

4. Goethe-Literatur in der Kriegszeit.

Man kann nicht behaupten, daß der Weltkrieg den in den letzten Jahren erschienenen Goethe-Schriften seinen besondern Charakter aufdrückte oder die Produktion auf diesem Gebiete wesentlich beeinflußte. Zwar hat die Masse der alljährlichen Neuigkeiten des Büchermarktes auch in dieser Sparte merklich abgenommen, und manch ein gutgemeinter, aber schlechtgeratener Lobeshymnus auf den Altmeister der deutschen Dichtung und vorbildlichen Lebenskünstler ist der Lesewelt unter dem Drucke der kriegerischen Ereignisse vermutlich erspart geblieben. Der durchweg panegyrische Grundton der Goethe-Literatur dagegen und die Vorherrschaft der unkritischen Phrase haben sich kaum geändert. Nur das an sich naheliegende Thema „Goethe als Patriot" oder vollends „Goethe als vaterländischer Dichter" fand und findet noch aus leicht begreiflichen Gründen unter den Schriftstellern und Lesern anscheinend wenig Liebhaber. Das beispiellos

gewaltige, erbitterte Völkerringen, dessen Zeugen wir waren, steht in so schroffem Gegensatz zu dem ausgesprochen unkriegerischen Wesen des Weimarer Dichters, daß selbst seine unentwegtesten Verehrer ihn nicht als martialisches Musterbild dem gegenwärtigen Geschlecht vorzustellen wagten. In einer längeren Besprechung von neueren Goethe-Schriften schrieb im Herbst 1916 Georg Witkowski: „Das Versinken der Welt Goethes war eines der überraschenden Phänomene jener ersten Kriegsmonate." Und er gesteht: „Gewiß, ihm mangelte das Vaterlandsgefühl von heute. ... Der feldgraue Goethe ist eine Fiktion (mag auch ein Buchhändler zu Anfang des Krieges ein Heftchen so benannt haben); die liebe Farbe steht dem Olympier nicht zu Gesicht" (Literar. Echo vom 1. September 1916).

Im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft (Weimar), das an Stelle des Ende 1913 eingegangenen Goethe-Jahrbuchs getreten ist, wird zwar im Vorwort des zweiten Jahrgangs für Goethes vielbestrittenen Patriotismus eine Lanze eingelegt, doch geschieht dies nur nebenbei und sozusagen anstandshalber. Ein Vorwort zur Kriegszeit mußte selbstverständlich der mächtigen vaterländischen Welle, die Ende 1914 das ganze deutsche Volk erfaßt hatte, Rechnung tragen. Im übrigen beschäftigt sich das Jahrbuch, dessen Schriftleitung Dr. Hans Gerhard Gräf übernommen hat, mit diesem heiklen Stoffe in den bisher vorliegenden Bänden nicht weiter, wohl aber bringt Band II die noch nicht veröffentlichten Aufzeichnungen des Herzogs Karl August über die Schlacht bei Jena. Der gleiche Jahrgang enthält eine Abhandlung von Friedrich Schultze „Über Goethes Leipziger Krankheit". Schultze polemisiert gegen den scheinbar harmlosen Ausspruch Erich Schmidts in der

sechsbändigen Volksausgabe von Goethes Werken: „Nicht ohne eigene Schuld [von Leipzig] kränklich heimgekehrt, verbrachte Goethe anderthalb stille Jahre in Frankfurt", ganz besonders aber gegen die Ansicht des kürzlich verstorbenen Straßburger medizinischen Professors Dr. Wilhelm Alexander Freund, der seinerzeit in der Münchener Medizinischen Wochenschrift (45. Jahrgang II, 1898, Nr. 48) nach eingehender Untersuchung aller einschlägigen Berichte zum Ergebnis gelangte, Goethes Krankheit sei syphilitischer Natur gewesen. Diese Auffassung hatte auch Erich Schmidt schon im ersten Band des alten Goethe-Jahrbuchs S. 377 (Don Sassafras) zwar nicht selbst vertreten, aber doch als erörterbar gelten lassen. Ob nun Schultzes Widerlegungsversuch überzeugend ausgefallen ist oder nicht, darüber mögen jene urteilen, die sich für diese peinliche Angelegenheit näher interessieren; doch hätte der Verfasser nicht verschweigen dürfen, daß Freunds streng wissenschaftliche Untersuchung in dem angesehensten medizinischen Organ Deutschlands erschienen ist. — Im dritten Band veröffentlicht Max Friedlaender seinen im Sommer 1916 gehaltenen Festvortrag: „Goethe und die Musik", eine zusammenfassende, über 60 Seiten lange Würdigung der Verdienste des Dichters um die Entwicklung der Vokalmusik in Deutschland. Zum Schlusse muß freilich selbst der Festredner gestehen, daß seinem Helden „die wahre innere Kenntnis unserer Kunst nicht gegeben war, und daß ihm das rechte musikalische Fundament fehlte".

Naturgemäß kann das neue Jahrbuch nicht mehr die Bedeutung beanspruchen, die seinem Vorgänger wenigstens in der ersten Zeit unbestritten zukam. Nicht nur sind die Bände kleiner und äußerlich bescheidener geworden, es

fehlt auch mehr und mehr der neue oder doch neuartige Stoff. Zwar bringt der erste Band in den „Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv" noch 15 unveröffentlichte Briefe Goethes, doch enthalten die meisten nur wenige, in der Hauptsache geschäftliche Zeilen, die noch nicht in die Weimarer (Sophien-) Ausgabe von Goethes Werken aufgenommen sind. Von dieser mächtigen, wissenschaftlich zuverlässigsten Edition[1] erschien 1917, aber mit der Jahreszahl 1916, noch ein Registerband, der die Buchstaben A bis L für die 53 Bände der ersten Abteilung (poetische Werke) umfaßt[2]. Der Band zählt rund 600 Seiten. Als Herausgeber zeichnet Max Hecker, als Redaktor Wolfgang v. Oettingen. Obschon sich der mit der Weimarer Ausgabe einigermaßen Vertraute dank dem vortrefflichen Druck, der übersichtlichen Gruppierung und der einzelnen Teilregister darin verhältnismäßig leicht und rasch zurechtfindet, so ist dieses außerordentlich genaue Namenverzeichnis doch dankbar zu begrüßen. Auf ein Sachregister mußte in Anbetracht der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verzichtet werden. Dafür wurde dem Namenverzeichnis der weiteste Umfang gezogen. „Nicht nur historische Persönlichkeiten und wirkliche Lokalitäten, auch die Phantasiegestalten und Fabelorte der Religionen, Mythologien, Volkssagen, antiken Dichtungen werden gebucht. . . . Sodann begnügt sich das Register nicht damit, die ihm zugefallenen Namen nur da festzuhalten, wo sie ausdrücklich genannt werden, es will sie auch dann aufgreifen, wenn sie, ohne aus der jeweiligen Vorstellung des Dichters ins

[1] Vgl. oben S. 58 f.

[2] Inzwischen (1918) ist auch der Schlußband (M—Z) erschienen.

Wort hinübergetreten zu sein, nur gedacht, nur gemeint geblieben sind." Die Aufgabe, die sich der Herausgeber und sein Stab von Hilfskräften stellten, ist somit eine ungewöhnlich schwierige und fordert zu ihrer Bewältigung nicht nur äußerste Sorgfalt und unermüdliche Hingabe, sondern auch Spürsinn und echte Forscherfreude. Daß da trotz peinlichster Mühewaltung Irrtümer und Versehen nicht ausbleiben würden, darüber gab sich Max Hecker von vornherein keiner Täuschung hin: „Ein Nachtrag, der Berichtigungen und Zusätze enthält, wird nicht fehlen; bei der großen Zahl der Zettel, die zu bearbeiten ist (in den vorliegenden Band sind mehr als 25 000 eingegangen), kann sich gar leicht dieser oder jener an falscher Stelle versteckt halten." Aus der Einleitung.)

Als eine Ergänzung zu jeder Goethe-Ausgabe ist das Goethe-Handbuch gedacht, das von Dr. Julius Zeitler in Verbindung mit mehreren Fachgelehrten herausgegeben wird (Stuttgart 1916—1918). In der Anlage gleicht das Werk einem Konversationslexikon. Die einzelnen, meist kleinen Artikel sind mit den Anfangsbuchstaben der Verfasser gezeichnet. Das Ganze soll „die Goethesche Welt lexikographisch, in alphabetischer Folge wiedergeben", also: Werke, Reisen, Freundeskreis, Beziehungen zu Ländern, Landschaften und Städten, Anschauungen über Kunst, Literatur und Politik, Stellungnahme zu den wichtigsten Fragen auf allen Gebieten des Wissens und Könnens. Das auf 2500 Stichworte berechnete Werk umfaßt drei stattliche Bände. Es entspricht im ganzen den Anforderungen, die man an ein „rasches Orientierungsmittel für den Goethegelehrten und Literarhistoriker" stellt.

Vorzüglich auf die Briefe in der Weimarer Ausgabe stützt sich Etta Federn in ihrer stark panegyrisch gehaltenen

Monographie: Christiane von Goethe. Ein Beitrag zur Psychologie Goethes. Mit 10 Bildern (München o. J.). Das Buch ist 1916 zum Gedächtnis der am 6. Juni 1816 verstorbenen Frau Geheimrat erschienen. Im ersten Teil skizziert die Verfasserin das „Lebensbild" Christianes; im zweiten, den sie „Charakteristik" überschreibt, wird mit der vielgefeierten Frau v. Stein und einigen andern der Heldin feindselig gesinnten Personen der Weimarer Gesellschaft scharf abgerechnet; der dritte zeigt uns „Christiane in Goethes Dichtungen". Von der Weltanschauung der Verfasserin wie vom Ton des Buches überhaupt legt das Schlußurteil über Goethe und Christiane beredtes Zeugnis ab: „Sie waren Vorkämpfer, die ersten klassischen Beispiele einer neuen Auffassung von Liebe und Ehe. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, unser Denken in diesen Dingen freier, menschlicher und damit reicher zu machen. Wir wissen wohl, was wir Goethe in bezug auf Welt-, Kunst-, wissenschaftliche Anschauung verdanken, — wollen wir nicht bekennen, daß er auch auf dem Gebiete der Ehefrage bahnbrechender Vorkämpfer gewesen ist? Es waren achtbare und anerkennenswerte Rücksichten, die ihn seine achtzehnjährige freie Ehe mit Christiane noch legitimieren ließen, die ihn dazu führten, sich herrschenden Anschauungen zu fügen, nicht Feigheit und Schwäche, — und er und Christiane haben in achtzehn Jahren den Beweis erbracht, daß sie das Urteil der Menschen nicht fürchteten. Darum stimmen wir mit Goethe überein, der sagt:

Ihr könnt mir immer ungescheut
Wie Blüchern Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen.

Aber bei diesem Denkmal darf Christiane nicht vergessen werden, die vielleicht am schwersten unter dem Kampf gegen das Philistertum gelitten hat."

Die bedeutendste Publikation auf dem Gebiete der bisher nicht sehr umfangreichen Christiane-Literatur konnte Etta Federn für ihre Arbeit noch nicht verwerten: das zweibändige, von Hans Gerhard Gräf ebenfalls als Jubiläumsgabe veröffentlichte Werk: Goethes Briefwechsel mit seiner Frau (Frankfurt 1916). Ein Gegenstück zu den Briefen an Frau v. Stein. Während aber dort lediglich die Schreiben Goethes wiedergegeben sind, da Frau v. Stein ihre eigenen später vernichtete, kommen bei Gräf beide Korrespondenten reichlich zu Wort. Die verhältnismäßig geringfügigen Lücken, die durch den Verlust von einigen Dutzend Briefen entstanden — so fehlen z. B. die Schreiben Christianes vor 1793 und jene aus den Jahren 1804 bis 1809 — bedeuten schwerlich einen unersetzlichen Verlust an Kulturgütern. Der Olympier hat einmal dem Grafen Reinhard gegenüber das Geständnis abgelegt: „Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß von allen meinen Werken meine Frau keine einzige Zeile gelesen hat. Das Reich des Geistes hat kein Dasein für sie; für die Haushaltung ist sie geschaffen." Genau diesen Eindruck erhält man aus der Lektüre des vorliegenden Briefwechsels. Da ist fast Seite für Seite die Rede vom Kochen, Waschen, Einkaufen, Putzen, Kehren, von der Besorgung des Gartens, von Kleideranschaffungen, vom Stand des Weinkellers und der Haushaltungskasse. Dazu gesellen sich die häufigen Berichte über Vergnügungspartien und die Versicherungen der gegenseitigen Anhänglichkeit und Liebe, die offenbar ehrlich gemeint waren, obgleich Goethe der Neigung zu andern Frauen, auch nach seiner ehelichen Ver-

bindung mit Christiane, nicht immer zu widerstehen vermochte. Die vielen halb scherzhaften, halb ernsten Mahnungen vor „Äugelgen" (in der Korrespondenz der stehende Ausdruck für Flirt oder auch für das Objekt einer Liebschaft) waren nicht immer unbegründet. Aus den Schreiben Christianes spricht zuweilen unverhohlen Angst und Besorgnis.

Sehr häufig handeln die Briefe von Theateraufführungen oder Proben. Dafür hatte Christiane offenbar Sinn und Verständnis. Die Schauspieler verkehrten viel im Hause des Herrn Geheimrats, bei welchen Gelegenheiten sie von Christiane meist recht freigebig bewirtet wurden. Dagegen findet sich in der ganzen umfangreichen Korrespondenz eigentlich nur eine Stelle, die auf eine rein geistige Beschäftigung hindeutet. Christiane schreibt da von einem Buch, worin sie bis tief in die Nacht hinein gelesen habe. Es war dies Tiecks „Genoveva". Ein anderes Mal scheint sie ein Zitat aus Goethes „Reineke Fuchs" anbringen zu wollen, allerdings ein sehr kurzes, nämlich die vier Wörtchen: „Pfingsten, das liebliche Fest". Der Herausgeber hat nicht unterlassen, diese beiden Lichtpunkte aus den zwei dicken Bänden gewissenhaft im Vorwort anzumerken, und meint, Christianes Unkenntnis und Interesselosigkeit in literarischen Dingen sei denn doch nicht so haarsträubend gewesen, wie Goethes Wort an Reinhard glauben machen könnte. Überhaupt gibt sich Gräf, ohne gerade in die ekstatische Verzückung einer Etta Federn zu geraten, die redlichste Mühe, dem hausbackenen Briefwechsel so viel Gutes, Erhebendes und bleibend Wertvolles abzugewinnen als eben möglich und die vielgeschmähte, arme Christiane mit ritterlichem Schild zu decken. Das ist verständlich und bis zu einem gewissen Grade auch berechtigt; denn Frau v. Stein und einige andere Weimarer Klatsch-

basen sind vor keiner Verleumdung zurückgeschreckt, wenn es galt, „die dicke Hälfte" des von ihnen selbst umschwärmten Goethe in der Achtung der Gesellschaft herabzusetzen. Trotzdem gelangt auch Gräf schließlich resigniert zu dem nüchternen Urteil: „Bedauern werden wir es schmerzlich, daß sie ganz und gar unfähig war, das geistige Leben ihres Gatten auch nur einigermaßen zu schätzen oder gar zu teilen, aber wir müssen uns mit dieser Tatsache abfinden; Goethe selbst tat es." Und wenn Etta Federn sich zu dem Satze versteigt: „Sie war seine Gattin im höchsten Sinne des Wortes, wie keine andere es ihm zu sein vermocht hätte", so nennt der Herausgeber des Briefwechsels die Verbindung der beiden „ein Abenteuer", „ein gefährliches, nur halb geglücktes Experiment", und fügt euphemistisch bei: „Wir suchen Beruhigung in dem Glauben, daß Christiane ein heilsames, unentbehrliches Erdgewicht war gegen das unabläßig aufs höchste Geistige gerichtete Streben seiner Natur, der notwendige Ballast, dessen das Schiff bedurfte zur glücklichen Fahrt."

Die Briefe sind von Gräf nach den im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrten Originalen unverkürzt wiedergegeben. Der erste Band umfaßt die Korrespondenz von 1792 bis zur Heirat, 19. Oktober 1806, der zweite von 1807 bis zum Tode Christianes, am 6. Juni 1816. Die ausführliche Einleitung und die umfangreichen Erläuterungen am Schluß der Bände machen das Verständnis leicht, zumal da wir hier keinen literarischen, sondern nach Gräfs Ausdruck nur einen „rein menschlichen" Briefwechsel vor uns haben. In orthographischer Hinsicht war freilich eine getreue Wiedergabe nach den Originalen gänzlich ausgeschlossen, da Christiane noch als Frau Geheimrat von deutscher Recht-

schreibung keine Ahnung hatte und oft die einfachsten Begriffe in so ungeheuerlichen Wortbildungen ausdrückte, daß vermutlich Goethe selbst einigemale nicht imstande war, die Sätze seiner Frau völlig zu entziffern. Gräf half sich durch lautes Vorlesen, durch Beratung mit Sprachforschern, namentlich auch durch geschickte Konjekturen; denn Christiane schrieb, wie jene Kreise sprachen, denen sie durch Geburt und Vorliebe angehörte. Die folgenden Beispiele, die Gräf für Christianes Orthographie auf S. XXIX in der Anmerkung anführt, besitzen daher einen gewissen kulturhistorischen Wert: „Arckam (Organ), kram (Graben), gin (gingen), nückse (Nixe), Schäsichr (Sächsischer), Efijenie (Jphigenie), Grüdick (Kritik), ankassirt (engagiert), Eeckibbasche (Equipage), dies kaste (Tischkasten), dehedansag (Thé dansant), einsigeliebter (einzig Geliebter), förichen (Ferien), konsdannigen (Kastanien), Sahte (sagte), dunh (tun), griechen (kriegen), Bermont (Pyrmont), browieren (probieren), schamrachten (Smaragden), Adiege (Adieu), Ecks Sembelar (Exemplar), gehat (gehabt), für bar (vier Paar), Jidaligen (Jtalien), Abordiere (Ouverture), bediene (Bettina), Saß (Schatz), nnahtiesche (nach Tische), Biebeldäck (Bibliothek), lindratdur (Literatur), bommo (Bonmot), Emliser Barreider (Englischer Bereiter).“

Ganz in den Dienst des Goethekults stellt sich die populärwissenschaftliche Monographie: Goethes Lili von Franz Servaes. Mit fünf Kunstdrucken (Bielefeld und Leipzig 1916). Der Verfasser erklärt emphatisch: „Das allein ist Lilis geschichtliches Verdienst: von Goethe geliebt worden zu sein.“ Jm Gegensatz zu Etta Federn beweist uns hier Servaes, daß der Dichterheros von allen Frauen einzig Lili tief und aufrichtig geliebt habe; Christiane war ihm dagegen lediglich Haushälterin. Die späteren Schicksale Lilis, der Gattin

Friedrichs v. Türckheim in Straßburg, werden nur kurz erwähnt, so daß wir in dem Büchlein kein abgerundetes Lebensbild der Titelheldin erhalten. Interessant ist die Bemerkung auf S. 161, daß der letzte Enkel Lilis, Baron Ferdinand v. Türckheim, bis in unsere Tage lebte und 103 Jahre alt im April 1914 zu Montreux am Genfer See starb. Er war nach dem Deutsch-Französischen Krieg aus dem Elsaß ausgewandert und hatte sich in der Schweiz niedergelassen.

Während Servaes nach eigenem Geständnis eher einen Beitrag zur Goetheliteratur als ein Lebensbild Lilis bieten wollte, soll der Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe, herausgegeben von Hans Wahl (Berlin 1915 ff.) in erster Linie das Andenken Karl Augusts in den weimarischen Landen wacherhalten. Die dreibändige Korrespondenz bildet nur einen Teil von einem auf viele Bände berechneten großen Werke, das seit 1915 als Jubiläumsgabe zur hundertjährigen Feier der Erhebung Weimars zum Großherzogtum herausgegeben wird. Der Gesamtherausgeber Erich Marcks kennzeichnet in der Vorrede ganz nach der Art des höfischen Lobredners die Bedeutung von Karl Augusts Regierung für sein Land und für die spätere Machtstellung des deutschen Volkes überhaupt. Das Vorwort von Dr. Hans Wahl zur Herausgabe des Briefwechsels ist nüchterner und sachlicher gehalten. Es weist auf die vielen Schwierigkeiten hin, die besonders bei der Datierung der Briefe des Herzogs zu überwinden waren. Die 1863 zu Weimar in erster, 1873 zu Wien in zweiter, unveränderter Auflage erschienene Ausgabe von Dr. Vogel, dem Leibarzt des Herzogs und Goethes, war gerade nach dieser Richtung sehr unzuverlässig und wies

überdies viele Lücken auf. Die neue Ausgabe von Wahl fußt auf den Handschriften selbst und vermag einige dieser Lücken durch die Veröffentlichung von seither aufgefundenen Briefen auszufüllen. Sehr umfangreiche Anmerkungen, die indes Goethe selten betreffen, sondern sich fast ausschließlich auf die politische Tätigkeit Karl Augusts beziehen, beweisen die Sorgfalt des Herausgebers. Da Goethes Briefe bereits in einer wissenschaftlich gediegenen Ausgabe (Weimarer Sophien-Ausgabe) vorlagen, während die Korrespondenz des Herzogs bisher nur teilweise veröffentlicht war, so erscheint dieses Vorgehen des Herausgebers vollauf gerechtfertigt.

Über einzelne Werke Goethes sind auch in den letzten Jahren ungezählte Referate, Abhandlungen und kritische Untersuchungen in Zeitungen, Zeitschriften, Almanachen erschienen. Nur einige wenige der als selbständige Bücher vorliegenden Arbeiten sollen hier Berücksichtigung finden. Die kleine, von der zünftigen Goetheforschung sorgfältig ignorierte Schrift: Das Hexeneinmaleins, der Schlüssel zu Goethes Faust, von Gustav Siebert (Münster i. W. 1914) hat bereits eine eingehende Würdigung gefunden[1]. — Das vierbändige Werk über Goethes Faust von Kuno Fischer wurde von Viktor Michels in neuer Auflage herausgegeben (Heidelberg 1914). Durchgreifende Änderungen hat Michels nicht vorgenommen. — Auf die kritische Untersuchung von Eugen Wolff, die sich mit der Frage nach der Entstehung der „Wanderjahre" befaßt, habe ich schon bei Gelegenheit der Besprechung des letzten Goethe-Jahrbuchs hingewiesen[2]. Wolffs Studie ist nun in Buchform erschienen und führt den

[1] Vgl. oben S. 47. [2] Vgl. oben S. 55.

Titel: Goethe: Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Ein Novellenkranz. Nach dem ursprünglichen Plan herausgegeben von Eugen Wolff (Frankfurt a. M. 1916). Leider hat die Arbeit in der neuen Form von ihrer ersten Frische viel eingebüßt, ist namentlich in der Einleitung trocken und zahm geworden und bietet im übrigen nur einen Wiederabdruck der einzelnen Novellen, aus denen sich Goethes Wanderjahre zusammensetzen. Es scheint, daß der heftige Widerspruch, den Wolff bei den patentierten Anwälten von Goethes Unfehlbarkeit mit seinem „pietätlosen" Vorgehen fand, den Herausgeber einschüchterte und ihn veranlaßte, sein kritisches Verfahren durch allerlei Abschwächungen und Zugeständnisse den Gegnern annehmbarer erscheinen zu lassen. Das ist ihm trotzdem nicht gelungen, und in Wirklichkeit hat er lediglich seinem eigenen Werke geschadet. — Keinerlei wissenschaftlichen Wert, dafür ein gewisses aktuelles Interesse besitzt das Büchlein: Goethe über Deutschlands Zukunft. — Das Faustgespräch. Aus „Rückblicke in mein Leben" von Heinrich Luden (Berlin 1916). Der ungenannte Herausgeber hat hier zu buchhändlerischen Zwecken die beiden bekannten, vom Historiker Luden aufgezeichneten, im Jahre 1847 aus seinem Nachlasse in „Rückblicke in mein Leben" erschienenen Gespräche mit Goethe zusammen in einem Neudruck veröffentlicht, wobei er um des besseren Absatzes willen im Titel die historische Reihenfolge verändert. Ein kritischer Kommentar fehlt. Da diese Aufzeichnungen aus dem Jahre 1806, die in manchen Einzelheiten und in ihrer fast unmöglichen Länge — das Faustgespräch umfaßt allein 70 Druckseiten — mancherlei Unwahrscheinlichkeiten aufweisen, erst fünfzehn Jahre nach Goethes Tod erschienen sind, so bleibt Luden der einzige Kronzeuge für das von ihm hier Mit-

geteilte. Sein Urteil über den Patriotismus des alten Herrn Geheimrats findet anderweitig keine Bestätigung.

An das Wort des dreißigjährigen Goethe von der Pyramide seines Daseins, die er so hoch als möglich in die Luft „spitzen" müsse, knüpft ein neuerer Verehrer des Dichters an, um auf Grund des so vermittelten Bildes eine Art Goethebiographie unter Zuhilfenahme einer sehr lebhaften Einbildungskraft zu entwerfen. Die Überschrift lautet: Goethe: Die Pyramide seines Daseins, von Wolfgang A. Thomas-San-Galli (München o. J.). Die einzelnen Abschnitte heißen sinngemäß: Der Unterbau, Der Sockel, Die Verjüngung, Immer höher, Im Äther. Das Ganze soll die innere Entwicklung darstellen, bedeutet aber in der Flut von subjektiv gehaltenen Goethecharakteristiken lediglich eine neue Welle, die wie so viele andere sich schon bald im Meere der Vergessenheit verlieren dürfte.

Angeblich unter einem ganz neuen Gesichtspunkt betrachtet Friedrich Gundolf (Pseudonym für Gundelfinger) in seinem umfangreichen Werke: Goethe (Berlin 1916) den Dichterfürsten, nämlich „als Gestalt, als größte Einheit, worin deutscher Geist sich verkörpert hat". Was Gundolf unter „Gestalt" versteht, wird eigentlich nirgends durch eine unzweideutige Definition erklärt, obwohl sonst der Verfasser für klare Begriffsbestimmungen, scharfe Unterscheidungen und eine systematische Betrachtungsweise Begabung und Vorliebe verrät. Soweit sich indes erkennen läßt, bedeutet „Gestalt" nach Gundolf, wie schon bei dem ihm nahestehenden Lyriker Stephan George, „die geistig-leibliche Einheit eines Künstlers, die zugleich Bewegung und Form ist". Gundolf schreibt: „Die menschliche Gestalt ist uns zugleich als Werden und als Sein, als ge-

prägte Form und als lebendige Entwicklung faßbar; denn der geistige, vor allem der schöpferische Mensch tut und erleidet nichts, bewegt und entwickelt nichts, was nicht ein Bild von ihm machte, was nicht seine Gestalt ewig festlegte, und er hinterläßt kein Gebild, kein Werk, kein Bild von sich, worin nicht seine Lebensbewegung fühlbar und wirksam wäre." Die Gestalt Goethes ist daher eine Art Kräftekugel, deren Entwicklung an die der Himmelskörper gemahnt, zumal des Erdballs. Vom ursprünglich glühenden, feurig-flüssigen Zustand ging die Erde langsam über in die jetzige erkaltete Form; das Feuer ist erloschen, aber in den ehemals glühenden Regionen weist sie die reifen Zeugnisse einer ganzen Menschheitsentwicklung auf. So auch Goethe, dessen feurige „Urerlebnisse" in Werther, Faust I, in der Lyrik und Titanenpoesie der Jugendzeit ihren großartigen Ausdruck oder besser ihre naturgewaltige Explosion fanden, der dann aber, namentlich in Italien, unermeßlich viele „Bildungserlebnisse" in sich aufnahm, wodurch sein Titanismus mehr und mehr zum Erkalten gebracht, er selbst jedoch zum unendlich weisen, daher entsagenden Manne wurde (Faust II). Somit ist der große Dichter viel mehr eine selbständige Naturkraft als ein sterblicher Mensch, und darf nicht nach religiösen, politischen oder auch rein literarischen Maßstäben und Gesetzen beurteilt werden. Sein „Dämon" in ihm war sich selbst Gesetz. Nur wo Goethe diesem Naturdrang untreu wurde, kann von einer Schuld bei ihm die Rede sein, wie denn überhaupt die Kunst eine „primäre Form des Lebens" ist, die „daher ihre Gesetze weder von Religion, noch Moral, noch Wissenschaft, noch Staat empfängt". So stellt sich Gundolfs Auffassung im Grunde dar als eine neue Auffrischung der alten, von

katholischen Ästhetikern stets abgelehnten l'art pour l'art-Theorie.

Auch in der spezifischen Goetheliteratur ist seine Ansicht nicht so neu, wie er und seine zahlreichen Lobredner sie hinstellen. Schon der Kanzler Friedrich v. Müller bezeichnete 1832 in seiner Gedächtnisrede auf den Verstorbenen Goethes Leben und Schaffen als einen unkritisierbaren, weil schlechthin notwendigen Naturprozeß, und gab zu verstehen, daß diese Betrachtungsweise für die Loge von jeher charakteristisch war. Neu ist freilich bei Gundolf, daß sein Werk als erstes diesen Hauptgedanken systematisch durchzuführen und bis zu den letzten Schlußfolgerungen weiterzuentwickeln versucht.

Wie die l'art pour l'art-Theorie, so lehnen wir Katholiken auch dieses besondere Goetheevangelium ab. Nach unserer Überzeugung gibt es weder eine autonome Kunst, noch eine Gundolfsche „Tyche" (eine Art magischer Zufall), noch einen „dämonischen Menschen" in dem Sinn, daß er den Gesetzen der sittlichen Weltordnung nicht unterworfen wäre. Auch der geniale Mensch ist seinem Schöpfer und Herrn Ehrfurcht, Anbetung und Gehorsam schuldig. Der junge Goethe war sich dieser Verpflichtung wohl bewußt. Die Behauptung Gundolfs, der kleine Frankfurter Bürgerssohn sei bereits in seiner ganzen Geistesrichtung ein vollendeter Heide gewesen, ist falsch[1], und die Worte, die er als Begründung anführt, finden höchstens in der Anschauungsweise des Alten von Weimar eine Stütze: „Goethe war einer der frömmsten Menschen, und zwar im heidnischen Sinne fromm: der Ausgangspunkt und die Mitte seiner Frömmigkeit, welche alle seine andern Verehrungen be-

[1] Vgl. oben S. 20.

stimmte, war die Ehrfurcht vor sich selbst, die er in den Wanderjahren als die oberste und umfassendste Art der Ehrfurcht pries. . . . Nicht seine Liebe zum heidnischen Altertum machte Goethe zum Heiden, sondern diese Liebe ist die natürliche Folge seiner urheidnischen Naturanlage, welche sich freilich in den Formen der antiken Religiosität heimischer fühlen mußte als in den christlichen. Die Welt selbst, den Menschen, die sinnliche Erscheinung, den Leib als göttliche Urformen zu erleben und zu verehren, das war Goethe angeboren — nicht: die sinnliche Welt und das Menschliche für ein irdisches Jammertal zu halten, welches erst Würde und Wert empfängt dadurch, daß es von Gott geschaffen und erlöst wurde."

Mit Gundolfs religiösen Begriffen steht seine Auffassung von Sittlichkeit durchaus auf derselben Stufe. Darum überhäuft er Goethe besonders bei Besprechung der „Römischen Elegien" mit den überschwenglichsten Lobsprüchen und findet auch für die niedrigsten, von allen Goethe-Ausgaben bisher unterdrückten, erst im Ergänzungsband der Weimarer Ausgabe veröffentlichten Erzeugnisse des Dichters noch Worte uneingeschränkter Anerkennung [1].

Gelegentlich der Erörterung des Goetheschen Verhältnisses zur Natur bemerkt der Verfasser: „Goethe dachte nicht mit dem isolierten Gehirn, sondern mit dem ganzen Leib, und der

[1] Vgl. oben S. 60 f. — Großherzogin Sophie hatte, solange sie lebte, die Drucklegung dieser Obszönitäten mit aller Energie verhindert. Nach ihrem Tode sind sie nun doch in den „Nachträgen" erschienen. Etwas anderes ist übrigens die bloße Veröffentlichung in einer nur für Gelehrte bestimmten wissenschaftlichen Ausgabe, etwas anderes die zynische Verherrlichung der unsittlichen Erzeugnisse, in der sich Gundolf gefällt.

stand unter jenem griechischen Imperativ (ἄνθρωπος μέτρον ἁπάντων, was Gundolf übersetzt mit: ‚Der Leib ist die Grundlage unserer Erkenntnis, der Sinn der Welt'). Aus seinem Körpergefühl heraus wehrte er sich gegen die Annahme eines Gottes, der von außen stieße, das All im Kreis am Finger laufen ließe. Aus dem Gefühl einer inneren, durch sich selbst göttlichen Bildungskraft, die kein Gesetz, sondern nur Bedingnisse und Stoff von außen empfange, wehrte er sich gegen jede teleologische Deutung des Naturgeschehens. Zweck sein selbst war ihm jedes Geschöpf, wie es dem gesunden Körper gemäß ist, sich zu fühlen als ein von innen nach außen wachsendes, nicht ein von außen her zusammengesetztes und aufgezogenes Wesen."

Wie diese Zitate, die sich mühelos vermehren ließen, zeigen, trägt Gundolfs Werk selbst einen durchaus heidnischen Charakter. Das ist an sich gewiß zu bedauern, da es sich hier um ein in ernster, hingebender Geistesarbeit verfaßtes Buch handelt. Anderseits hat es auch wieder sein Gutes, daß der Verfasser sich so offen zur monistischen Weltanschauung, in sittlicher Hinsicht zum vollendeten Zynismus bekennt und gelegentlich das Herz in geschmacklosen Ausfällen gegen die andersurteilenden, bösen „Pfaffen" erleichtert: jetzt wissen wenigstens überzeugte Katholiken, was sie unter dem sittlich-religiösen Gesichtspunkt von diesem Standardbuch über Goethe zu halten haben.

Da Gundolf keine eigentliche Biographie und auch keine bloße psychologische Analyse seines Helden schreiben wollte, so bringt sein 800seitiges Buch fast gar keine Daten oder näheren Angaben über Leben und Schaffen Goethes. Es setzt vielmehr die Kenntnis aller Einzelheiten und somit die Lektüre nicht nur der Werke des Dichters, sondern auch

die einer zuverlässigen biographischen Darstellung voraus. Der Verfasser will ferner mit seinen Ausführungen nichts eigentlich beweisen, er will nur den Leser instand setzen, die Gestalt, „die Monade Goethe“ zu schauen. Dadurch entsteht der Nachteil, daß sein stattliches Opus sich im großen und ganzen aus Behauptungen zusammensetzt, die keinen andern Gewährsmann haben als den Verfasser selbst, aus scharfsinnigen oder neuartigen Bemerkungen, die oft recht annehmbar und einleuchtend erscheinen, die sich indes bei näherem Zusehen nicht selten als höchst fraglich oder völlig verkehrt herausstellen.

Gleich die allererste dieser Feststellungen fordert den entschiedensten Widerspruch heraus. Gundolf bezeichnet an dem Kinde Johann Wolfgang Goethe als „das Früheste, das wir als angeboren Goethisch, als ein zugleich unterscheidendes und ursprüngliches Merkmal eben dieses Wesens anerkennen dürfen“, die instinktive Abneigung gegen häßliche oder mißgestaltete Spielkameraden, und bemerkt: „Es ist derselbe Zug, der dem reifen Goethe alles Karikaturenwesen so unleidlich machte, daß ihm eine Verzerrung oder Verkrüppelung physische Übelkeiten bereitete, daß ihn ein Fleck oder ein Knick auf seinen Kunstblättern empören konnte.“ Ist das wirklich so spezifisch „Goethisch“? Fühlt nicht jeder normale Mensch von Jugend auf einen natürlichen Widerwillen gegen Krankheiten und körperliche Verzerrungen, gegen mißgestaltete und verkrüppelte Personen, gegen eiternde Wunden, ekelhafte Geschwüre, physische Gebrechen aller Art? Verdient Goethe dafür besonders gefeiert zu werden, weil er als Kind diesem ganz gewöhnlichen Unlustgefühl widerstandslos nachgab? Verdient er vollends die ausschweifendsten Lobeserhebungen dafür, daß

er selbst als Mann und Greis nicht die moralische Kraft besaß, diesen egoistischen Zug seines Wesens tapfer zu überwinden und z. B. es nie über sich brachte, das Zimmer eines Sterbenden zu betreten oder an einem Leichenbegängnis teilzunehmen? Was würde aus Millionen von verwundeten Soldaten und armen Kriegskrüppeln werden, wenn sie ausschließlich der Pflege von echt „Goethischen" Menschen überlassen blieben? Was aber die Empörung über einen Flecken oder über einen Knick auf den Kunstblättern betrifft, so ist das freilich kein gewöhnlicher, dafür aber ein pathologischer Zug, der mit einem genialen Schönheitssinn an sich gar nichts zu tun hat. Wenn sodann Gundolf fünf weitere „angeboren Goethische" Eigenschaften aufzählt, die sich schon beim Knaben offenbarten: das Selbstgefühl, den Fabuliertrieb, den pädagogischen Trieb, die (heidnisch-)religiöse Anlage, die Selbstbeobachtung, so erkennt man unschwer, daß auch diesen Aufstellungen gegenüber kritische Bedenken und starke Einschränkungen sehr wohl am Platze wären. Überhaupt tritt oft genug das apodiktisch ausgesprochene, subjektive Urteil des Verfassers an die Stelle der objektiven Begründung und macht sowohl die Stärke wie die Schwäche seines Werkes aus: die Stärke, weil die Sicherheit des Auftretens auf die Mehrzahl der Leser faszinierend wirkt; die Schwäche, weil sie Gundolf verleitete, den Wert einer wissenschaftlichen, durch Tatsachen gestützten Darstellung zu unterschätzen und sowohl die biographische wie die psychologische Betrachtungsweise verächtlich zur Seite zu schieben.

Anerkennung verdienen der Scharfsinn und das eindringende Verständnis des Verfassers, die sich besonders bei der Besprechung einzelner Werke des Dichters offen-

baren. Die Sprache besitzt viel Eigenart, Wucht, Kraft, bisweilen auch Glanz und unleugbare Schönheit. Störend wirken dagegen die zahllosen eigenmächtigen, oft recht mißtönenden Neubildungen von Wörtern und Sätzen, ferner die allzuhäufigen Fremdwörter, endlich die seltsamen Zusammensetzungen von gut deutschen mit verballhornten fremdsprachlichen Ausdrücken.

IV. Die Freiheitskriege in Goethes Briefen.

Unter der Aufschrift: „Zurück zu Goethe? Nein, zurück zu Schiller!“ erörterte schon im Herbst 1914 die große deutsch-amerikanische Zeitung „Mississippi-Blätter“ die Frage nach dem deutschen Nationaldichter für die Zeit des Weltkrieges. Der kleine, mit Sachkenntnis geschriebene Artikel war die Antwort auf die Anklage, welche Maeterlinck, Bergson, Shaw und andere ausländische Literaturgrößen gleich zu Anfang des großen Völkerringens gegen Deutschland erhoben: es habe durch seine Kriegserklärung die geheiligten Traditionen eines Goethe verlassen. — Er schließt mit den bemerkenswerten Worten: „Hell funkeln am Dichterhimmel Deutschlands die zwei Dioskuren; in den Zeiten des Friedens, der weltbürgerlichen Ruhe scheint vielen Goethe das glänzendere Licht auszustrahlen; wenn aber vaterländische Erhebung, die Sammlung aller Kräfte unseres Volkes nottut, so ist es Schiller, der uns vorleuchtet. Und darum antworten wir den überflüssigen Mahnern in der Fremde, die uns gerade jetzt auf Goethe und seine olympische Ruhe verweisen, ein freudiges: Zurück zu Schiller!“ (Sonntagsnummer vom 11. Oktober 1914.)

Man wird diese Sätze ohne Einschränkung unterschreiben können; denn es wäre ein leichtes, sowohl die willensstarke, männliche Richtung der Poesie eines Schiller wie die allem Kampf und Streit abholde, dem friedlichen ästhetischen Genuß gewidmete Art eines Goethe im einzelnen nach-

zuweisen. Ganz besonders kann es über die Tatsache der kühl beobachtenden Zurückhaltung des weimarischen Geheimrats gegenüber der naturgewaltigen deutschen Begeisterung zur Zeit der Freiheitskriege unter Goethe-Kennern eigentlich keine Meinungsverschiedenheit mehr geben, mögen sie auch in der Erklärung bzw. Entschuldigung dieser für manche von ihnen unfaßbaren Erscheinung noch so weit auseinandergehen. Selbst seine eifrigsten Verteidiger geben heute zu, daß Goethe kein „Durchschnittspatriot" gewesen sei. Mit andern Worten: der gefeiertste deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts gehörte nicht zu der Schar opferwilliger Vaterlandsfreunde — den „Durchschnittspatrioten" aus eiserner Zeit —, denen Deutschland seine Rettung aus langjähriger, drückender Knechtschaft verdankte.

Dennoch würde man zu weit gehen und des Dichters Verhalten in jenen Schicksalsjahren zu streng beurteilen, wenn man ihm wegen seiner bekannten schrankenlosen Bewunderung für Napoleon, wegen gelegentlicher scharfer Ausfälle auf seine eigenen Landsleute und auf den jugendlichen Enthusiasmus der Freiheitskämpfer im besondern die vaterländische Gesinnung restlos absprechen wollte. Ihm fehlte ganz gewiß die ideale Begeisterung für ein großes geeinigtes Vaterland, die opferfreudige Hingabe an die Interessen seiner Mitbürger, das Verständnis für die Geschichte und für die beiden mächtigsten Stützen des Staates: Religion und Sittlichkeit; aber er besaß einen gesunden nüchternen Blick für die Forderungen des Tages, für die künstlerischen und wirtschaftlichen Aufgaben seines Volkes, nicht zuletzt für die mannigfachen Schäden und Gebrechen, an denen Deutschland zu Anfang des 19. Jahrhunderts anerkanntermaßen krankte. Eine Besserung der politischen

Übelstände, zumal die Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft, hielt er freilich auf absehbare Zeit für gänzlich ausgeschlossen. — Das war ein Irrtum, der beweist, daß dem vornehmen Kunstdichter die innige Fühlung mit seinem eigenen Volke in bedenklichem Maße abging. — An der Beseitigung der kulturellen Rückständigkeiten und Schäden dagegen arbeitete Goethe selbst in der Zeit seiner größten Mißstimmung gegen die überschäumende patriotische Sturmflut der Jungen ehrlich, unermüdlich und gewiß nicht ohne Erfolg. Davon legen seine damaligen Briefe beredtes Zeugnis ab. Dank seines reichen, vielseitigen Wissens und einer sechzigjährigen Erfahrung macht der alte Staatsmann und Dichter hier eine Menge von klugen Bemerkungen, erteilt vernünftige, den Verhältnissen angepaßte Ratschläge und gibt häufig so überraschend zutreffende, praktische Winke für die unverdrossene Weiterarbeit der Nation hinter der Front, daß einige dieser Briefstellen heute genau so zeitgemäß erscheinen, als wären sie in unsern Tagen eines langandauernden, schweren Völkerringens geschrieben. Von einer religiösen oder ausgesprochen sittlichen Betrachtungsweise nimmt Goethe, wie bekannt, immer Abstand. Das ist ein großer Mangel. Was aber vom rein menschlichen Standpunkte eines hochbegabten Geistes über einige von den kulturellen Problemen, die ein großer Krieg aufwirft, gesagt werden kann, das enthalten die Briefe Goethes aus jenen Jahren. Wenn ich daher im folgenden diese Seite in des Dichters reicher Korrespondenz besonders hervorhebe und auf seine unfreundlichen Äußerungen gegen manche patriotischen Erscheinungen, nur wo es um des Gesamtbildes willen notwendig erschien, eingehe, so findet diese Beschränkung in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen ihre genügende Rechtfertigung.

Die Zitate sind unter Beibehaltung der eigentümlichen, inkonsequenten Rechtschreibung und Zeichenstellung genau der großen Weimarer Ausgabe von Goethes Werken entnommen.

Wie wenig den Dichter im allgemeinen die hohe Politik interessierte, beweist schon der Umstand, daß Napoleons gewaltiger Heereszug gegen Rußland im Sommer und Herbst 1812 erst fast ein halbes Jahr nach Beginn, nämlich am 14. November, von Goethe in einem längeren Brief an den Diplomaten Karl Friedrich v. Reinhard nebenbei erwähnt wird. Die durchaus charakteristischen Sätze lauten: „Daß Moskau verbrannt ist, thut mir gar nichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben. Dehli ging auch erst nach der Eroberung zu Grunde, aber durch die ††††† der Eroberer. Moskau geht zu Grunde nach der Eroberung, aber durch die ††††† der Eroberten. Einen solchen Gegensatz durchzuführen würde mir außerordentlichen Spaß machen, wenn ich ein Redner wäre. Wenn wir nun aber auf uns selbst zurückkehren und Sie in einem so ungeheuern, unübersehbaren Unglück Bruder und Schwester und ich auch Freunde vermisse, die mir am Herzen liegen, so fühlen wir denn freylich, in welcher Zeit wir leben und wie hoch ernst wir seyn müssen, um nach alter Weise heiter seyn zu können."

Daran anschließend erzählt der Briefschreiber im Tone übermütigster Spottlust seine eigenen Kriegserlebnisse aus der Zeit der halb berühmten, halb berüchtigten großen Retirade der „unbesiegt-krebsgängigen Preußen" bei der „Campagne in Frankreich", macht noch einige scharfe Bemerkungen über das deutsche literarische Publikum, das wie „ein ägyptischer Brut Ofen" am liebsten über seinen eigenen Fehlern und Mängeln brüte, und schließt mit der

heitern Nachschrift: „Daß manches im Literarischen vorgeht, was mir nicht gefällt, darf ich wohl nicht betheuern, daß ich mich manchmal darüber auch wohl äußern könnte und sollte, da ich denn doch auch ein public character bin, will ich nicht in Abrede seyn. Dieß ist nun aber einmal nicht meine Art, dagegen meine größte Lust, ein Schnippchen, nicht in der Tasche, sondern am Kamin zu schlagen, wenn ich mir's mit guten Freunden so leidlich als möglich behagen lasse. Soviel zur Entschuldigung des vorstehenden Spaßes!"

Von Ende November bis zum Frühjahr 1813 lesen wir dann in Goethes Korrespondenz nichts mehr über die großen Welthändel, wenn man von einigen belanglosen entfernteren Andeutungen absieht. Von der ungeheuern Erregung der Geister, die in jenen Wintermonaten Deutschland durchzuckte und mit dem Anbruch des Frühlings zu einem Befreiungssturm von beispielloser Wucht erstarkte, findet sich hier auch nicht die Spur. Dagegen ergeht sich der Briefschreiber während dieser Zeit auffallend oft und spitz über die vermeintlichen oder wirklichen literarischen Unarten seiner Landsleute. Die wichtigsten Stellen seien hier kurz angeführt.

Am 12. Dezember schreibt Goethe an seinen Intimus Zelter: „Indessen ich nunmehr am dritten Theile meiner Biographie schreibe, gelange ich zu den ersten Wirkungen Shakespears in Deutschland. Ob sich wohl hierüber noch etwas Neues sagen läßt? — Ich hoffe es. Ob ich Jedermann nach dem Sinne sprechen werde? Daran zweifle ich sehr. Und da die Deutschen von jeher die Art haben, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehn, als der, der sein Leben

damit zugebracht, so werden sie auch dießmal einige Gesichter schneiden, welches ihnen jedoch, in Betracht ihrer übrigen Untugenden, verziehen werden soll." — Am 25. Januar bemerkt er in einem Brief an v. Reinhard: „Es ist unglaublich was die Deutschen sich durch das Journal- und Tageblattsverzeddeln für Schaden thun: denn das Gute was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden. Ich halte mir in denen Dingen, die mich interessiren, lichte Puncte und lichte Menschen fest, das Übrige mag quirlen wie es will und kann." — Den 5. Februar klagt der Dichter in einem längeren Schreiben an den Historiker Karl Ludwig v. Woltmann: „Die Deutschen haben die eigne Art, daß sie nichts annehmen können, wie man's ihnen giebt, reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man ihnen die Spitze, so schreyen sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Als Autor hab ich mich daher jederzeit isolirt gefunden, weil nur mein Vergangenes wirksam war und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Theilnehmer finden konnte."

Mitte April brach Goethe von Weimar auf, um seiner Gewohnheit gemäß die böhmischen Bäder zu besuchen. Die Reise ging diesmal über Naumburg, Leipzig und Dresden nach Teplitz. Der friedliebende Dichter, der dem

Krieg entrinnen wollte, kam nun auf Schritt und Tritt mit dessen mannigfachen Begleiterscheinungen in Berührung. Die verbündeten Heere waren um diese Zeit bereits nach Sachsen und Thüringen vorgedrungen. Überall auf den Landstraßen und in den Städten stieß der Badreisende auf Soldaten. In Dresden fand er schon Kosaken vor, die als „ächtes asiatisches Wahrzeichen“ ein Kamel mit sich führten. Bei der Familie Körner machte er den einen oder andern Besuch, und es war bei einer solchen Gelegenheit, daß Goethe jenes geflügelte Wort zu den feurigen Patrioten Körner, Arndt und ihrem Freundeskreise sprach: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann (Napoleon) ist euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ In Dresden, wo er sich einige Tage aufhielt, sah er auch die beiden verbündeten Monarchen von Preußen und Rußland, ohne daß ihn dieser Anblick zu erwärmen vermochte. Im allgemeinen begnügt sich Goethe in den Briefen aus dieser Zeit mit der einfachen Aufzählung dessen, was er auf der Reise gesehen und beobachtet hatte. Er enthält sich jeglichen politischen Kommentars.

In Teplitz war der Dichter zwar dem Kriegsgetümmel entrückt, da Österreich einstweilen noch an der Neutralität festhielt, aber die aufregenden Nachrichten, die nach dem friedlichen Badeorte durch Verwundete, Flüchtlinge und amtliche Kriegsblätter gelangten, störten den alten Herrn aufs unangenehmste in seinen ruhigen Natur- und Kunstgenüssen. Schon am Tag nach der Ankunft, am 27. April, meldet er seiner Freundin Gräfin Josephine O'Donell, der Hofdame der Kaiserin von Österreich: „Leider ist Töplitz jetzt so eine Art von Fegefeuer wo sich halbverdammte Seelen unter einander peinigen indem sie sich zu unterhalten

gedenken." Ein Brief der Gräfin machte wie gewöhnlich auf kurze Zeit allem Jammer ein Ende und bereitete ihm unsagbare Freude. Er dankt ihr am 1. Juni dafür in den überschwenglichsten Worten: „Wenn Sie wißen könnten, verehrte Freundinn, welch ein entsetzlicher Druck die letzte Zeit her auf mir gelegen und was ich mir dabey für hypochondrische Noth über das Außenbleiben eines lieben Briefes gemacht; so würden Sie die Freude mit empfinden die mir durch Ihren letzten geworden ist. Ich will aber auch niemals mehr zweifeln und verzweifeln, sondern mich immer an den Sonntag Exaudi erinnern, an deßen heitrem Morgen ich meinen schönsten, heißesten Wunsch erfüllt sahe. Es ist völlig wahr wenn es auch räthselhaft und übertrieben klingt: Sie haben mich mir selbst wiedergegeben, Sie haben mir mit Töpliz, mit Böhmen ein Geschenck gemacht, ich sehe nun erst die Natur wieder und fange an mich derselben wieder von vorne zu freuen. So sey denn aber auch von nun an alles verbannt was irgend verdrieslich seyn könnte, ich will des bescheerten Guten mit reiner Freude genießen."

Die gute Stimmung hielt indes nicht lange an. Die Klagen über den Krieg und die Ungewißheit der Zukunft werden immer häufiger, der sehnsüchtige Ruf nach Frieden wird immer dringender. „Der Himmel gebe Frieden", seufzt er in einer Note vom 23. Juni an Zelter, „um tausend und aber tausend Ursachen willen und dann auch damit wir Leser finden", und ganz ähnlich in einem längeren Brief vom 13. Juli an seinen Verleger Cotta: „Gebe der Himmel Frieden; so werden wir auch Leser finden."

Trotz der Ungunst der Zeiten und obwohl der kränkelnde Dichter in dem kleinen Badeorte zum Kurgebrauche weilte, war er doch in Teplitz eifrig mit der Schlußredaktion von

„Dichtung und Wahrheit" beschäftigt. Er sandte einen Teil des Manuskripts an seinen getreuen Zensor Riemer und nahm bei dieser Gelegenheit vertraulich, aber mit bemerkenswerter Bestimmtheit Stellung zu den damals infolge der politischen Ereignisse mächtig geförderten Sprachreinigungsversuchen der jungen Generation. Seine Äußerungen sind offenbar keineswegs das Ergebnis des augenblicklichen Unmutes oder der Laune, sie enthalten vielmehr ein aus voller Überzeugung gefälltes Urteil des Dichterfürsten über eine wichtige nationale Frage und verdienen daher auch heute noch Beachtung. Sie lauten: „Bey meiner letzten Sendung, werthester Freund, habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die fremden Worte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und räthlich sey, wie wir auch schon früher gethan haben. Ich bin, wie Sie wissen, in diesem Puncte weder eigensinnig noch allzuleicht gesinnt, allein das muß ich Ihnen gegenwärtig vertrauen, daß ich, im Leben und Umgang, seit ich von Ihnen entfernt bin, mehr als einmal die Erfahrung gemacht habe, daß es eigentlich geistlose Menschen[1] sind, welche auf die Sprachreinigung mit so großem Eifer dringen: denn da sie den Werth eines Ausdrucks nicht zu schätzen wissen, so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen eben so bedeutend scheint, und in Absicht auf Urtheil haben sie doch etwas zu erwähnen, und an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusetzen, wie es Halbkenner vor gebildeten Kunstwerken zu thun pflegen, die irgend eine Verzeichnung, einen Fehler der Perspective mit Recht oder Unrecht rügen, ob sie gleich von den Ver-

---

[1] Die Sperrung stammt von Goethe selbst.

diensten des Werkes nicht das geringste anzugeben wissen" (Brief vom 30. Juni 1813).

Mitte August traf der alte Herr wieder in Weimar ein und verlebte hier in möglichster Zurückgezogenheit die nun folgenden, weltgeschichtlich so bedeutungsvollen, aufregenden Tage und Wochen. In seinen übrigens nicht sehr zahlreichen Briefen aus dieser Zeit spiegeln sich die gewaltigen Weltereignisse, deren größtes, die Schlacht bei Leipzig, in der Nachbarschaft sich abspielte, in keiner Weise wider. Erst am 29. Oktober, zehn Tage nach der Völkerschlacht, deutet eine kurze Äußerung in einer Note an den Verleger Cotta darauf hin. Goethe schreibt: „Ew. Wohlgeb. vernehmen gewiß mit Theilnahme daß das Ungeheure an mir und den Meinigen dergestalt vorübergegangen ist daß wir uns nicht zu beklagen haben. Zu überlegen gebe ich ob Sie nicht Herrmann und Dorothea in Taschenformat abdrucken und um wohlfeilen Preis ausstreuen mögen." Etwas ausführlicher verbreitet er sich am 30. Oktober in einem längeren Schreiben an die Gräfin O'Donell über die Schrecken der vergangenen Tage. Er sagt unter anderem: „Nachdem uns ein zwar gehofftes aber doch immer schweres Geschick lange gedroht, so brach es endlich am 21. und 22. October über uns herein, und wir hatten von der rohen losgelassenen Gewalt alles zu fürchten und vieles zu ertragen. Wenn Sie sich vorstellen daß wir in acht und vierzig Stunden die ganze Stufenleiter vom Schreckbarsten bis zum Gemeinsten durchgeduldet haben, so werden Sie gewiß Ihres Freundes mit Antheil gedenken."

Über diese „ganze Stufenleiter vom Schreckbarsten bis zum Gemeinsten" geben die Tagebücher des Dichters in gedrängtester Kürze Aufschluß: 21. Oktober. „In der Nacht

Kosaken. Herzoginn nach Rosla. Unruhiger Tag. Auf dem Schloßplatze. Canonade deutlich zu hören. Franzosen bey Apolda. Abends bei Umpferstedt. Die Cosaken brechen auf. Kurzes Gefecht zwischen Umpferstedt u. Schwabsdorf. Franzosen gesprengt. Den Epilog mit Riemer durchgegangen. 22. Ruhige Nacht. Truppen Märsche. Obristl. v. Bock sendet eine Sauvegarde. Mittag zu Hofe. Kurz vor Tafel Überfall der Franzosen. Stundenlanges Gefecht. Gen. Thielemann zieht durch Weimar. Truppenm. bis zur Nacht. Einquartierung. Gen. und zwey Adjutanten. Wachfeuer um und in der Stadt." Aus anderweitigen Berichten wissen wir, daß der alte Herr in diesen schicksalsschweren, unruhigen Oktobertagen mit dem Schrecken und — einer erheblichen Einquartierung (zeitweilig bis zu 24 Mann, meist gutmütige Österreicher) verhältnismäßig glimpflich davonkam.

Von da ab findet sich in den Briefen Goethes kaum noch eine entfernte Anspielung auf Schlachten und Truppenbewegungen. Der Krieg wurde von den Verbündeten schon um die Jahreswende nach Frankreich getragen, und die Gefahr eines großen Rückschlags konnte als beseitigt gelten. Um so häufiger kommt der Dichter nun auf die Pflichten der Nichtkämpfer zur Zeit des Krieges zu sprechen und ermuntert sich selbst und die Adressaten zu reger, unverdrossener Wiederaufnahme ihrer friedlichen Berufsarbeiten. Die betreffenden Stellen enthalten das Beste, oder, wenn man offen sprechen darf, das einzig Wertvolle, was Goethe in der Zeit der Freiheitskriege für die vaterländische Sache beisteuerte[1]. Sie sollen deswegen hier möglichst unverkürzt wiedergegeben werden.

---

[1] Die Frage nach dem Werte des patriotischen Festspiels „Des Epimenides Erwachen" scheidet hier schon deshalb aus, weil das Stück

Ausführlich äußert der Dichter sich zunächst in einem Brief vom 27. November 1813 an den Naturforscher und Sammler Johann Friedrich John: „Haben Ew. Wohlgeboren seit jener Zeit, sich mit mehrerer Ruhe den sorgfältigen Prüfungen der Natur widmen können, erlauben es Ihnen Pflicht und Umstände in diesen stürmischen Zeiten noch immer thätig zu seyn; so wünsche ich dazu Glück, und fordere Sie auf nur immer emsiger Ihr wichtiges Geschäft zu betreiben: denn indeß, bey dem gegenwärtigen wichtigen Kampfe, ein großer Theil unserer hoffnungsvollen deutschen Jugend aufgeopfert wird, so haben diejenigen welchen Verhältnisse erlauben in ihrer stillen Werkstatt zu verharren eine doppelte Pflicht das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst, und wäre es auch nur als Funken unter der Asche, sorgfältig zu bewahren, damit nach vorüber gegangener Kriegesnacht bey einbrechenden Friedenstagen es an dem unentbehrlichen Prometheischen Feuer nicht fehle, dessen die nächste Generation um so mehr bedürfen wird, als sich schon jetzt im Praktischen der Mangel theoretischer Vorübungen so hart empfinden macht. Wie ängstlich sieht man sich im Felde sowohl als in Städten nach Ärzten

erst am Jahrestage der Einnahme von Paris zum erstenmal in Berlin aufgeführt wurde. Die Weimarer Bühne folgte dann am 7. Februar 1816. Nach übereinstimmenden Urteilen der Zeitgenossen und der heutigen Literarhistoriker liegt übrigens die Hauptschwäche dieser allegorisierenden Dichtung im Mangel an Natürlichkeit und innerer Wahrheit. Einige Tage nach der Aufführung in Weimar schrieb der Calderon-Übersetzer Gries an einen Freund: „Goethes ‚Epimenides‘ machte auf dem Theater eine langweilige Erscheinung. Ich habe nie ein Stück gesehen, das mit so großen Zurüstungen so wenig ausrichtete: darüber ist nur eine Stimme.“ Vgl. Baumgartner-Stockmann, Goethe II³ 449—471.

und Wundärzten um, und Ew. Wohlgeboren wissen am besten, was es heiße dergleichen gründlich zu bilden, damit sie in außerordentlichen Fällen sich tüchtig beweisen mögen."

Ganz ähnlich, aber mit einer starken Beigabe von familiärem Scherz schreibt er zwei Tage später an seinen Frankfurter Freund J. F. H. Schlosser: „Da es uns schon längst, wenn wir nach einiger Zeit an Freunde schreiben oder sie wiedersehen, ergeht wie es nach dem jüngsten Gericht einst werden soll, daß man nämlich nicht weiß ob man auferstanden oder nur verwandelt ist; so ereignet sich es auch dießmal, man erstaunt, ja erschrickt, daß man nach so ungeheueren Ereignissen, nach so vielem was man rings um sich her fallen und untergehen sieht, doch noch selbst in dem Seinigen und mit den Seinigen existirt, und weil man noch lebt, so bescheidet man sich auch wohl daß man dieß alles erlebt habe. Da nun ferner der Mensch von einer wunderlichen aber glücklichen Art ist, daß er das Verlorene wieder zu erlangen, das Zerstörte wieder aufzubauen sogleich trachtet (wie ich denn bekennen will, daß mich, mitten in einer brennenden Stadt, der Gedanke eines künftigen schönen Aufbauens mehr als die Rettungs-Anstalt selbst beschäftigte) so wollen wir uns auch in diesen Augenblicken einstweilen fröhlich begrüßen, uns zum Wirken ermahnen und deshalb eine lebhaftere Communication eröffnen."

Als das wichtigste Friedensziel erscheint Goethe die Eindämmung oder möglichste Ausschaltung innerer Zerwürfnisse und Streitigkeiten, das aufrichtige gegenseitige Sichverstehenwollen der verschiedenen Parteien und Richtungen, wobei er immer in erster Linie die seiner Ansicht nach gründlich zerfahrenen literarischen Verhältnisse im Auge hat. Seine

im allgemeinen erhobene Anklage gegen die deutschen Schriftsteller und Kritiker richtet sich wohl hauptsächlich gegen die talentvollen, aber nach Unabhängigkeit strebenden jungen patriotischen Dichter und die ihnen nahestehenden Vertreter der Romantik: „Die Heilung so vieler dem Vaterland geschlagner Wunden kann nicht sicherer von Statten gehen und aus so manchem Verderben ein frisches Leben nicht schneller hervordringen als wenn die Deutschen sich nicht nur im Stillen und Einzelnen anerkennen und schätzen, sondern wenn sie es sich auch liebevoll und vertraulich bekennen und aussprechen; denn fürwahr der Unglaube und Unwille der Volksglieder unter einander, die Mißhelligkeiten, welche aufzuregen und zu schärfen gar viele sich zum Geschäft machen, weil es ein leichtes ist, wogegen sich aber wenige fanden, welche Mäßigkeit und Billigkeit zu bewirken suchten, weil es schwer ist; der aus gleichgültigen Dingen hervortretende Conflict zwischen Personen und Untersuchungen, welche gar wohl unter einander bestehen können, und was sonst noch alles die traurige Litaney unserer deutschen Literatur enthalten mochte, dieses zusammen hat mehr geschadet als der fremde Einfluß, denn es hat den wechselseitigen Glauben zerstört und so viele vertrauliche Bande gelöst.

Kann die gegenwärtige große Epoche die deutschen Geister zu wechselseitiger Anerkennung stimmen so bedarf die Nation kaum etwas weiter um sowohl sich aus der Gegenwart heraus zu reißen als der Zukunft getrost entgegen zu gehen" (Brief an Karoline v. Woltmann vom Ende November 1813).

Solchen Sätzen wird jedermann in der Theorie gern zustimmen. Die Schwierigkeiten beginnen aber, wenn zur praktischen Ausführung geschritten werden soll. Das war auch dem erfahrenen Menschenkenner Goethe vollkommen

klar. Er gab sich diesbezüglich keinerlei Optimismus hin. Ein sorgfältig abgefaßter Brief vom 14. Februar 1814 an Franz Bernhard v. Bucholtz bezeugt dies mit aller nur wünschenswerten Bestimmtheit. Das Schreiben aus der Zeit, da sich das ungeheure blutige Völkerringen allmählich dem Ende zuneigte, enthält wohl die bedeutsamste Stelle aus des Dichters Korrespondenz, die sich mit den Aufgaben des deutschen Volkes nach dem kommenden Friedensschluß befaßt.

„Die Vereinigung und Beruhigung des deutschen Reiches im politischen Sinne“, erklärt hier Goethe, „überlassen wir Privatleute, wie billig, den Großen, Mächtigen und Staatsweisen. Über einen moralischen und literarischen Verein aber, welche bey uns wo nicht für gleichgeltend doch wenigstens für gleichschreitend geachtet werden können, sey es uns dagegen erlaubt zu denken, zu reden. Eine solche Vereinigung nun, die religiöse sogar mit eingeschlossen, wäre sehr leicht, aber doch nur durch ein Wunder zu bewirken, wenn es nämlich Gott gefiele, in Einer Nacht den sämmtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich am andern Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Da nun aber dieses nicht zu erwarten steht, so habe ich alle Hoffnung aufgegeben, und fürchte, daß sie nach wie vor sich verkennen, mißachten, hindern, verspäten, verfolgen und beschädigen werden.

Dieser Fehler der Deutschen, sich einander im Wege zu stehen, darf man es anders einen Fehler nennen, diese Eigenheit ist um so weniger abzulegen, als sie auf einem Vorzug beruht, den die Nation besitzt und dessen sie sich wohl ohne Übermuth rühmen darf, daß nämlich vielleicht in keiner andern so viel vorzügliche Individuen geboren werden und neben

einander existiren. Weil nun aber jeder bedeutende Einzelne Noth genug hat, bis er sich selbst ausbildet, und jeder Jüngere die Bildungsart von seiner Zeit nimmt, welche den Mittleren und Älteren mehr oder weniger fremd bleibt; so entspringen, da der Deutsche nichts Positives anerkennt und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche Reihe von Bildungsverschiedenheiten, um nicht Stufen zu sagen, daß der gründlichste Etymolog nicht dem Ursprung unsers babylonischen Idioms, und der treueste Geschichtschreiber nicht dem Gange einer sich ewig widersprechenden Bildung nachkommen könnte. Ein Deutscher braucht nicht alt zu werden, und er findet sich von Schülern verlassen, es wachsen ihm keine Geistesgenossen nach; jeder, der sich fühlt, fängt von vorn an, und wer hat nicht das Recht, sich zu fühlen? So, durch Alter, Facultäts- und Provinzial-Sinn, durch ein auf so manche Weise hin und wieder schwankendes Interesse, wird jeder in jedem Augenblicke verhindert, seine Vorgänger, seine Nachkommen, ja seinen Nachbar kennen zu lernen.

Da nun dieses Mißverhältniß in der nächsten Zeit immer zunehmen muß, indem außer den vom Druck Befreyten und wieder neu Auflebenden, nun auch noch die große Masse derer, welche durch kriegerische Thatkraft die heilsame Veränderung bewirkten, ein entschiedenes Recht haben zu meinen, weil sie geleistet haben; so muß der Conflict immer wilder, und die Deutschen mehr als jemals, wo nicht in Anarchie, doch in sehr kleine Parteien zersplittert werden. Verzeihen Sie mir, daß ich so grau sehe; ich thue es, um nicht schwarz zu sehen; ja manchmal erscheint mir dieses Gemisch farbig und bunt. Gebe uns das gute Glück eine feste politische

Lage, so wollen wir die obige Jeremiade in Scherz- und Spaßlieder umwandeln."

Was Goethe später noch über die hier erörterten Fragen schreibt, ist zumeist nur eine Wiederholung des Gesagten. Eine unter dem Eindruck der welthistorischen Ereignisse angebahnte Schwenkung vom grauen Pessimismus zu einer etwas zuversichtlicheren Ansicht über die Zukunft des deutschen Volkes kommt jedoch in den Briefen ganz allmählich zum Ausdruck. Sie zeigt sich besonders bei der wiederholten zustimmenden Erwähnung des Werkes De l'Allemagne von Madame de Staël. Der Dichter meint u. a., die Deutschen würden sich in dem Buche kaum wiedererkennen, so groß seien die Fortschritte, die sie in jüngster Zeit gemacht hätten, und schließt seine Randbemerkungen mit dem Wunsche, der auch heute jedem Vaterlandsfreund aus der Seele gesprochen ist: „Möchten sie, bey diesem Anlaß, ihre Selbstkenntniß erweitern, und den zweyten großen Schritt thun ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Sclaverey, so auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren inwiefern dieses möglich sey, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten" (Brief vom 17. Februar 1814 an Sara v. Grotthus).

V. Der Kern des Goethe-Problems.

Fast ein Jahrhundert währt nun „der Streit um Goethe", und noch eröffnet sich keine Aussicht auf eine Verständigung zwischen den feindlichen Lagern. Nicht eine Übereinstimmung der Biographen und Literaturfreunde über Einzelheiten von Goethes Leben und Schaffen ist damit gemeint — eine solche erscheint weder wünschenswert, noch überhaupt psychologisch möglich — nein, lediglich eine Einigung über Hauptpunkte. Die Frage läßt sich so stellen: Werden wir in absehbarer Zeit bei Beurteilung des deutschen Dichterfürsten zu einem ähnlichen, allgemein als gerecht erachteten Ergebnis gelangen wie etwa bei der Wertung eines Homer, eines Äschylos, eines Sophokles? Oder, wenn das unmöglich: Können wir uns nicht über Goethe soweit verständigen wie über einen Shakespeare oder wenigstens einen Lord Byron?

Wiederholt ist einer solchen Verständigung das Wort geredet worden, zumal auf katholischer Seite. Im Jahre 1914 hat P. Scheid S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach" (Bd. 86, S. 421—428) nachdrücklich darauf hingewiesen, daß auch die vielumstrittene Goethebiographie Baumgartners eine Einigung im literarischen Urteil über den Altmeister keineswegs ausschließt, zumal in der Neubearbeitung die berechtigten Wünsche nichtkatholischer Fachmänner nach Möglichkeit berücksichtigt wurden. Sanguinischen Hoffnungen über den Erfolg seines ehrlichen Vermittlungsversuches gab

sich P. Scheid freilich nicht hin. Mit Recht; denn obwohl Baumgartners Werk in seiner neuen Gestalt von einer auffallend großen Zahl nichtkatholischer Kritiker und Organe in wohltuend sachlicher Weise gewürdigt worden ist, so mahnen anderseits solche unversöhnliche, leidenschaftliche Gegner wie Alfred Biese (Monatschrift für höhere Schulen, Berlin 1914, Januarheft) eindringlich daran, daß wir selbst von einer notdürftigen Einigung noch weit entfernt sind[1]. Ja, der ruhige Beobachter steht, nachdem die geschworenen Feinde des Baumgartnerschen Werkes ihre anfänglich befolgte Taktik des Totschweigens als unwirksam aufgegeben, sogar vor der eigentümlichen Tatsache, daß einige Kritiker der Neubearbeitung gegenüber einen viel feindseligeren Ton anschlagen als ihre Gesinnungsgenossen vor dreißig Jahren gegenüber den beiden ersten Auflagen, und er kann sich somit dem Eindruck kaum verschließen, daß auf dem Gebiete der Goethekritik für alle Zukunft der Janustempel offenbleiben wird.

1.

Woher diese merkwürdige Erscheinung? Warum können wir uns über die meisten Koryphäen der Weltliteratur einigen oder doch uns leidlich verständigen, indem wir die Meinung Andersdenkender achten, während der Kampf um

---

[1] Zu Bieses Auslassungen vgl. Kölnische Volkszeitung 1914, Nr. 217: „Zwei Urteile über die Neubearbeitung der Baumgartnerschen Goethebiographie", sowie „Goethe und die Kölnische Volkszeitung" (ebd. Nr. 345). Über die von Biese angeführte Autorität eines A. Metz vgl. ebd. Literar. Beilage 1911, Nr. 49: „Auswüchse der Goethe-Forschung" von Dr. Fr. Rudolf, sowie den Artikel: „Goethe zwischen zwei Jesuiten", im Gral VII 378.

das schwankende Charakterbild Goethes seit neunzig und mehr Jahren in ungeschwächter Heftigkeit in den deutschen Landen tobt?

Sind es in erster Linie ästhetische Fragen, die uns trennen? Ganz gewiß nicht. Selbst die ungerechtesten Gegner Baumgartners wagen nicht, ihm literarisches Verständnis und dichterisches Einfühlen abzusprechen, und ein nichtkatholischer Beurteiler, Dr. Leisegang, hat in einer keineswegs sehr freundlichen Besprechung der Biographie ehrlich gestanden: „Goethe wird in diesem breitangelegten Werke als Künstler und einzigartiges Genie durchaus gerecht und allseitig gewürdigt“ (Akademische Blätter des Kyffhäuser-Verbandes, Berlin, 16. Februar 1914). Wenn aber schließlich ein Kritiker glauben sollte, dieses anerkennende Urteil eines protestantischen Fachmannes nicht unterschreiben zu können, so bedeutet das noch lange nicht eine Kriegserklärung. Mögen hier immerhin Meinungsverschiedenheiten herrschen, mögen glühende Verehrer des Dichters im Gegensatz zu einer nüchtern abwägenden Kritik selbst die kleinsten, flüchtig gearbeiteten Fragmente des Altmeisters als Kunstwerke ansehen, mögen dichterisch begabte Rezensenten eine vorwiegend literarische Wertung für wünschenswert halten, wissenschaftlich veranlagte Beurteiler einer mehr historischen Betrachtung den Vorzug geben — all diese Gegensätze bei der Würdigung des Dichters wären an sich niemals imstande, jene unüberbrückbare Kluft zu öffnen, die in der Goethe-Frage tatsächlich die Parteien scheidet. In dubiis libertas, dieser Grundsatz sollte für die literarische Beurteilung von Dichtungen hüben und drüben seine Geltung behalten.

Die überragende Begabung des deutschen Dichterfürsten bleibt denn doch unbestritten, selbst wenn man eine Anzahl

von kaum begonnenen und wieder aufgegebenen Entwürfen und Bruchstücken nicht als Schöpfungen eines Meisters anzusehen vermag. Oder wollen uns seine Anbeter zwingen, die Knittelverse aus dem „Fragment vom Ewigen Juden", die leichthingeworfenen Invektiven gegen unbequeme Kritiker oder Rivalen, die Singspiele und Texte zu Maskenzügen in einem Atem mit „Iphigenie", „Tasso", „Hermann und Dorothea", „Faust" und ähnlichen genialen Schöpfungen zu nennen? Müssen wir den an vielen Stellen notdürftig geflickten Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre" durchaus für „ein Werk aus einem Guß" erklären, weil vielleicht einige Heißsporne es so gebieten und Goethe ihn geschrieben? Dürfen wir ein mittelmäßiges Stück wie „Clavigo", das der derb-ehrliche Kritiker Merck dem Dichter gegenüber selbst als Quark bezeichnete, nicht für eines Goethe unwürdig halten? Die Antwort mag sich jeder Leser selbst geben. Das Eine steht fest: der Streit um Goethe würde nicht die Form einer akademischen Auseinandersetzung sprengen, wenn es sich hier nur, oder doch in erster Reihe um literarische Urteile handelte; denn die ästhetische Seite des Problems bleibt im Grunde genommen von nebensächlicher Bedeutung.

Auch das patriotische Moment spielt bei den Meinungsverschiedenheiten der Beurteiler in den seltensten Fällen eine entscheidende Rolle. Daß Goethe kein vaterländischer Dichter war und daß er zur Zeit der Freiheitskriege nichts weniger als eine Heldenrolle spielte, müssen schließlich die verstiegensten unter seinen Verehrern zugeben, wofern sie sich noch einen Rest von Ehrlichkeit gerettet haben. Diese Tatsache festzustellen, ist das gute Recht des Biographen, von dem Baumgartner einen keineswegs übertriebenen Gebrauch machte. Wenn Wolfgang Menzel dem Weimarer Geheimrat den

Mangel an Patriotismus zum schwersten Vorwurf machte und dabei vor persönlichen Beleidigungen des Dichters nicht zurückschreckte, so hat seinerzeit P. Baumgartner im Vorwort zur ersten Auflage seines Werkes zwischen sich und dem „wetterwendischen Wolfgang Menzel" deutlich genug die Scheidelinie gezogen. Was sich übrigens dem Verhalten Goethes zur Zeit der deutschen Freiheitskriege etwa Gutes abgewinnen läßt, habe ich im vorigen Abschnitt nach den Selbstzeugnissen des Dichters so vollständig als möglich zusammengestellt.

Noch mehr. Selbst eine rein literarische Würdigung des Dichters, die von allen tiefergehenden Fragen absieht und das Menschliche ihres Helden nur insoweit berücksichtigt, als es zum Verständnis der Werke unbedingt notwendig ist, schließt eine Verständigung mit Baumgartner keineswegs aus. Sie bleibt naturgemäß unvollständig, ungenügend, wenn man so will, einseitig, zumal einem Manne gegenüber, bei dem in seltener Weise Leben und Schaffen ein fast untrennbares Ganze bilden, aber sie behält innerhalb der sich selbst gezogenen Schranken ihre Berechtigung. So dürfte auch für die weiteren Kreise der Literaturfreunde, nicht bloß für die Mittelschulen, eine biographische Einführung in Goethes Werke von dem mäßigen Umfange, wie sie etwa Herders Klassikerbibliothek bietet, doch wohl ausreichen. Dabei ist es durchaus nicht nötig, daß schon der Sekundaner mit allen tiefen Schatten in Goethes Leben bekannt gemacht wird. Erforderlich ist aber ein ernster ruhiger Hinweis darauf, daß der vielgepriesene Olympier, mit den Maßstäben des Christentums gemessen, für uns niemals zu einer Idealgestalt werden kann.

2.

Doch hier scheiden sich die Geister, und es beginnen jene Schwierigkeiten und Hindernisse, die nach der Behauptung unserer Gegner eine Verständigung — nach der richtigeren Ansicht ein Sichverstehenwollen — hoffnungslos ausschließen, sobald man in eine gründlichere Erörterung der strittigen Punkte eintritt. Es erhebt sich zunächst die Vorfrage nach der Berechtigung der eingehenden Menschenanalyse.

Im allgemeinen kann darüber kein Zweifel herrschen: die kritische Betrachtung eines Künstler- oder Dichterlebens ist zum allseitigen, gründlichen Verständnis von Geistesschöpfungen nicht nur berechtigt, sie ist wertvoll und in sehr vielen Fällen sogar unerläßlich. Das letztere trifft bei der abschließenden Würdigung Goethes in seltenem Maße zu, nicht für die eines Homer, eines Äschylos, eines Sophokles. Ihre Werke besitzen, losgelöst von ihren Urhebern, einen ungeschmälerten, unvergänglichen Wert, sie sind in sich abgeschlossen, sie bedürfen keiner Ergänzung, keines Kommentars durch das Leben des Meisters, sie wirken durch ihre einfache, klassische Objektivität und Vollendung. Goethes Schöpfungen dagegen sind zum größten Teil Selbstbekenntnisse, confessiones, wie er und seine Verehrer sie mit Vorliebe nennen. Fast jeder Zug ist hier „erlebt", und dies zumeist nicht bloß in jenem weiteren idealen Sinne, den der Ästhetiker mit dem Ausdruck verbindet, nein auch nach einer weniger geistigen Auffassung.

Nicht etwa Baumgartner hat uns das zuerst gesagt, unzählige Goetheschwärmer haben vielmehr in mühseligster Kleinarbeit die Vorstudien besorgt und im einzelnen alles so pedantisch genau und so wissenschaftlich einwandfrei und so unwiderleglich klar nachgewiesen, daß man der Last über-

hoben ist, die Richtigkeit dieser Behauptung zu beweisen. Sie haben in ihrem Spüreifer nicht geruht und nicht gerastet, bis sie uns die Namen und die Personenbeschreibung von jeder Geliebten des Dichters mit einer hochnotpeinlichen Genauigkeit anzugeben wußten, um die jeder Kriminalbeamte und jeder Ausfertiger eines Steckbriefes sie beneiden könnte. Sie sind allen Andeutungen auf galante Abenteuer in den Werken des Dichters so lange nachgegangen, bis sie uns mit befriedigter Sicherheit melden konnten, dieses oder jenes Verschen habe keineswegs eine allgemeine Gültigkeit und Bedeutung, sondern nehme Bezug auf eine bestimmte weibliche Person, und zwar auf diese eine, nicht auf jene andere. Sie haben sodann die Küche ihres Meisters einer schulgerechten Inspektion unterzogen, haben den Nährgehalt der Speisen ausgerechnet, die ihrem Abgott die materielle Kraft zu seinen göttlichen Gesängen verschafften, sind aber auch in den Keller hinuntergestiegen und haben die Weinflaschen gezählt: Madeira, Tokaier, Würzburger Tischwein, Tinto di Rota, um so die dichterische Inspiration auch nach ihren biologischen Ursachen möglichst vorurteilsfrei auf Grund von sichern Tatsachen einzuschätzen. Sie haben sich nach seinem Tode des Schlafrockes, der Beinkleider und namentlich der Pantoffeln ihres Helden bemächtigt und bewahren wenigstens letztere noch bis zum heutigen Tage als kostbare Reliquien sorgfältig auf[1]. Und diese Pantoffel- und Schlafrockforscher möchten einen Baumgartner mit der Bemerkung abtun, „es gehe nicht an, vom Menschlichen, ja Allzumenschlichen das Künstlerische, Genialische so bitter abhängig zu machen“!

[1] Vgl. Türmer 1913, Heft 7: „Goethes Pantoffeln“.

Heinrich Federer meinte zwar in seiner vielbemerkten Besprechung des ersten Bandes (Der Aar, Regensburg 1911, Heft 4), solche Einwendungen habe man früher gegen Baumgartners Werk erhoben, sie müßten indes heute doch wohl folgerichtig verstummen; denn die Literaturgeschichte habe „in Wahrheit den Weg genommen, den der in seiner Art schöpferisch wirkende Baumgartner schon vor dreißig Jahren ging". Es ist jedoch eine eigentümliche Sache um die Folgerichtigkeit und Konsequenz von literarischen Gegnern. Manche bleiben lediglich konsequent in der Gegnerschaft, die sachlichen Streitpunkte sind für sie von geringem Belang. Wenn die Menschenanalyse für einen Liebling ungünstige Ergebnisse aufweist, dann läßt man sie leichten Herzens fallen und gibt eine Methode, die man noch eben als die unumgänglich notwendige Grundlage für eine wissenschaftliche Biographie geräuschvoll anpries, dem Gespötte preis. Ein Fall, der fast immer dann eintritt, wenn der Biograph nicht bei der physiologischen und psychologischen Zergliederung bleibt, sondern seinen Helden nach den Grundsätzen einer mißliebigen Weltanschauung mißt und beurteilt.

Hier erst kommen wir zum Kern des Goethe-Problems, das weit mehr Fragen der Ethik und der Religion als der Ästhetik in sich begreift. Jene Verehrer des Dichters, die an dieser Tatsache achtlos vorübergehen und sich fast ausschließlich auf eine oberflächliche schöngeistige Wertung beschränken, haben die ungewöhnliche Bedeutung und den immensen Einfluß des Mannes nicht erfaßt. Ihre Bewunderung, mag sie sich noch so sehr in Übertreibung und Schmeichelei gefallen, bleibt hinter der Wichtigkeit ihres Gegenstandes in Wirklichkeit zurück. Schon zum vornherein müßte man sich doch sagen, daß ein so

königlich ausgestatteter Geist bei einer so langen, reichen und vielseitigen Tätigkeit einen Einfluß ausüben mußte und muß, der über die engen Grenzen von Poesie und Literatur weit hinausreicht.

Tatsächlich bemerken wir in unsern Tagen immer deutlicher, daß außerliterarische Bestrebungen der verschiedensten Art unter Berufung auf des Altmeisters Leben und Schaffen nach der Herrschaft in unserem modernen Kulturleben ringen. Nicht zuletzt sind es Strömungen, die auf einen religiösen Charakter Anspruch erheben und an die Stelle des Christentums eine Religion reinen Menschentums setzen möchten. Man bleibt nicht mehr dabei stehen, daß man den Alten von Weimar mit Christus vergleicht und ihm als dem „großen Bejaher" den Vorrang über den leidenden Gottmenschen einräumt; man begnügt sich auch nicht, in dem Liebhaber der Wetzlarer Lotte, der Sesenheimer Friederike, der Frau v. Stein, im Verfasser der „Römischen Elegien", der „Venetianischen Epigramme", der „Stella", des „Tagebuchs" und des „Wilhelm Meister", ein unerreichtes Vorbild in der Lebenskunst zu erblicken: Goethe muß auch der Atlas werden, auf dessen Schultern das Gebäude der neuen, germanischen Religion sich erheben soll. Kurz vor dem Krieg hat Dr. Ernst Wachler (Weimar) im „Allgemeinen Beobachter, Halbmonatschrift für alle Fragen des modernen Lebens" (Hamburg 1914, Nr. 19), die vier Leitsätze zur Germanisierung der Religion weiteren Kreisen bekanntgemacht. Sie lauten wie folgt:

„1. An Stelle der internationalen Kirche muß eine nationale Religion treten.

2. Der Inhalt dieser Religion muß aus den heimischen Überlieferungen des Germanentums geschöpft werden. Ihre

wichtigsten Urkunden, Zeugnisse und Werke können ihre Schriftgrundlage bilden. Ihr Kern ist in Goethes Welt- und Lebensanschauung enthalten[1].

3. Diese Religion bildet mit Wissenschaft, Sittlichkeit und Recht, Mythos, Poesie und Kunst ein einheitliches Ganze.

4. Diese Religion, weltbejahend und lebensfreudig, ist nicht durch starre priesterliche Lehrsätze (Dogmen) gebunden, sondern frei. Sie beschränkt sich auf das Sprachgebiet unseres Volkstums und lehnt es ab, fremde Völker zu bekehren."

3.

Goethes Welt- und Lebensanschauung genau zu bestimmen, ist nun zwar ein Ding der Unmöglichkeit. Der große Dichter war kein philosophisch angelegter Geist; er verschmähte die Systeme, zumal in der Zeit seiner höchsten Produktion, und hat auch als Greis, da er, ein eifriger Naturforscher und Sammler, das Schematisieren als Passion betrieb, sich auf philosophischem Gebiete niemals dauernd mit einer der tonangebenden Richtungen befreundet. Aber es läßt sich gar nicht leugnen, daß seine Weltanschauung im allgemeinen mit der neuen Religion Wachlers und seiner Anhänger, die „nicht durch starre priesterliche Lehrsätze (Dogmen) gebunden" ist, eine ungleich größere Verwandtschaft aufweist als mit irgendeiner bekannten Form des Christentums.

Goethe war mit Bewußtsein und Absicht, wie er sich selbst mit Vorliebe ausdrückt, „dezidierter Nichtchrist". Sein Leben bestätigt die Aufrichtigkeit dieses Glaubensbekenntnisses nur zu sehr. Alle Versuche, wenigstens aus

---

[1] Von mir gesperrt.

dem alternden, irenischen Bestrebungen zugänglichen Dichter einen praktischen Bekenner der Lehre vom Kreuze zu machen, tragen den Stempel des Gezwungenen so offenbar an der Stirne, daß sie einer Widerlegung gar nicht bedürfen. Der wilde, revolutionäre Rausch der Jugend, unter dessen Einfluß die „Fragmente vom Ewigen Juden", von „Prometheus", „Mahomet", „Faust" entstanden, war naturgemäß bei Goethe nicht von langer Dauer. Der mehr nüchtern, vernünftig angelegte deutsche Dichter steht hier in deutlichem Gegensatz zu dem von glühender Leidenschaft verzehrten Titanen Lord Byron, der in konsequenter Verfolgung seines himmelstürmenden Strebens die steile Bahn bis zu Ende läuft und so selbst ein frühes, erschütterndes Ende findet. Goethe war aus weicherem, schmiegsamerem Stoff gebildet; ihn verlangte nicht danach, an der trostlosen Idee des Gotteshasses zu sterben, er wollte ohne Gott angenehm leben. Ein offener Kampf gegen das Christentum war aufreibend, vergällte den Genuß am schönen Dasein und bot wenig Aussicht auf Erfolg. Invektiven gegen die geoffenbarte Religion, wie sie uns in der Frankfurter Periode und noch später in den Schriften des Dichters zahlreich begegnen, werden nach seiner Rückkehr aus Italien seltener. Dagegen finden wir nun häufig freundliche, anerkennende Aussprüche über Lehren, Einrichtungen und Glaubenswahrheiten der katholischen Kirche und den erzieherischen Einfluß der Religion, so in den Heften über Kunst und Altertum, in der Beschreibung des St. Rochusfestes zu Bingen, in manchen Kapiteln von „Wilhelm Meister" und der „Wahlverwandtschaften". Die gewaltigste seiner Schöpfungen, der „Faust", endigt sogar mit einer ergreifenden Szene, die man von katholischer Seite gern als

eine Huldigung an die hehre Gestalt der Himmelskönigin bezeichnet.

Aber was beweisen schließlich die glänzendsten Aussprüche und anziehendsten künstlerischen Darstellungen anders, als daß Goethe das Christentum und vor allem die katholische Auffassung poetisch fruchtbar und schön fand, ohne an ihre innere Wahrheit zu glauben! Für den großen Dichter war z. B. die katholisierende Schlußszene des „Faust" eine künstlerische Notwendigkeit, wie er selbst in seinen berühmten Worten an Eckermann offen eingestand: „Uebrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach Oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohltätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte." Gewiß liegt auch in diesem Geständnis eine Art Ehrfurchtsbezeigung gegenüber der katholischen Kirche, aber es ist die Huldigung des Ästhetikers, nicht des Gottsuchers oder gar des gläubigen Christen.

Übrigens stehen solchen gelegentlichen Lobsprüchen mindestens ebensoviele abfällige Urteile über die äußerlich rauhen Seiten der katholischen Auffassung entgegen, daß von einer gründlichen Sinnesänderung des greisen Dichters nicht die Rede sein kann. Ja, wir müssen sogar eher sagen: während das revolutionäre Anstürmen des jugendlichen Genies gegen seinen Schöpfer noch auf einen inneren Kampf zwischen den religiösen Erinnerungen aus der Kindheit und dem machtvoll auf ihn eindringenden Freidenkertum der Enzyklopädisten hindeutet, läßt die ruhige Gelassenheit, womit Goethe

später die Äußerungen katholischer Weltanschauung hinnimmt, sie abwechselnd fein ironisierend abweist und herablassend freundlich nach ihrer ästhetischen Seite hin lobt, erkennen, daß der Alte von Weimar in Fragen der Religion mit sich längst im reinen war: der innere Widerstreit ist beendet, das Christentum bleibt ein wertvolles Mittel für die poetische Formgebung und Gestaltung, eine praktische Bedeutung für Goethes Leben erlangt es nicht mehr. Gerade das, was zum innersten Wesen des Christentums gehört, die Lehre vom Gekreuzigten, hat der Olympier bis zu seinem Ende nicht nur praktisch abgelehnt, er hat „das leidige Marterholz, das Widerwärtigste unter der Sonne", bis in sein höchstes Alter bitter gehaßt. An dieser entscheidenden Tatsache läßt sich nicht zweifeln oder deuteln, und die modernen Freidenker sind in ihrem Recht, wenn sie Goethe in dieser Kernfrage für sich in Anspruch nehmen.

4.

Wir Katholiken mögen es bedauern, daß ein so ungewöhnlich begabter Mann nicht auf dem Boden des Christentums, geschweige denn der katholischen Weltanschauung steht, aber es hat keinen Sinn, ihn allen Tatsachen zum Trotz zu einem etwas weitläufigeren Vetter in Glaubenssachen stempeln zu wollen. Nicht auf geniale Schöngeister und Künstler hat Christus seine Kirche gebaut, sondern auf Petrus, den ungebildeten Fischer aus Galiläa. Und wenn im Laufe der Jahrhunderte kühne, gewaltige Geister wie Paulus, Ambrosius, Augustinus sich ihr anschlossen, wenn ein Dante, ein Calderon, ein Vondel, ein Corneille, ein Brentano, ein Eichendorff zu ihren gläubigen Kindern zählten, wenn ein Thomas a Kempis in ihrem Geiste das nächst der Bibel

verbreitetste aller Bücher, die „Nachfolge Christi“, schrieb, ein Jacopone da Todi sein Stabat Mater sang, ein Thomas von Celano das monumentale Gedicht Dies irae verfaßte, das die größten Komponisten beschäftigte und Goethes Faust beeinflußte — so vermochten doch all diese Männer und ihre Werke den inneren Wert der katholischen Wahrheit und ihre Glaubwürdigkeit an sich nicht im geringsten zu steigern.

Gönnen wir daher unsern heutigen Monisten und Ungläubigen die Genugtuung, sich auf Goethe als einen ihrer Vorgänger und Apostel zu berufen. Begnügen wir uns mit der Feststellung, daß auch er bei aller Begabung der katholischen Auffassung und ergreifenden Symbolik in seinen größten Dichtungen nicht entraten konnte, daß auch er gelegentlich der Erhabenheit und Reinheit der katholischen Sittenlehre, der weihevollen Schönheit unseres Kultus, der Selbstlosigkeit und Weltverachtung unserer Heiligen seine bewundernde Anerkennung zollen mußte. Auch ist sein Schaffen ein Beweis dafür, daß auf der Grundlage des öden Kritizismus, der bloßen Verneinung und des Materialismus die volle Entfaltung einer reichen dichterischen Begabung unmöglich ist; denn keines seiner bedeutenderen Werke ruht auf diesem Fundamente. Insofern steht er uns allerdings näher als seinen Lehrern, den französischen Enzyklopädisten, näher als seinen Zeitgenossen vom Schlage eines Nicolai, Christian Garve und Adam Weishaupt, näher auch als dem Philistertum der großen Mehrzahl unserer heutigen Neuheiden.

Aber der Mensch Goethe gehört weder religiös noch sittlich zu uns. Wir machen auch gar keinen Anspruch auf ihn. Sein ganzes langes Leben bewegt sich fast ausschließlich auf Bahnen, die weit abseits von dem rauhen Pfade liegen, den Christus seinen Nachfolgern vorgeschrieben.

Es sind dieselben Wege, die zu betreten der Weltgeist seine Anhänger mit verführerischen Lockungen aufmuntert. Zwischen Welt und Christus herrscht ein Gegensatz, den keine, noch so wohlgemeinten Vermittlungsversuche jemals überbrücken oder verwischen werden. Nicht vereinzelte praktische Abirrungen hat Christus gemeint, da er von dieser Unversöhnlichkeit wiederholt mit so schneidender Schärfe und Deutlichkeit sprach, wohl aber die zum System gewordene Abkehr und Verirrung. Und nicht um vereinzelte Fehltritte handelt es sich bei Goethe: der Altmeister verkörpert vielmehr wie kaum ein zweiter bedeutender Mann der Weltgeschichte das bewußt durchgeführte Leben nach den Grundsätzen der Welt, das sagt uns nicht nur seine Biographie, das sagt uns womöglich noch deutlicher der rauschende Beifall, den man von seiten der Freidenker, Kirchenfeinde und namentlich der Lebemänner dem Menschen Goethe spendet.

Bei Shakespeare liegt der Fall anders. Niemand hat bisher den großen englischen Dramatiker als „Lebenskünstler" besonders gepriesen. Niemand dürfte es einfallen, die Wilddiebereien und sonstigen tollen Jugendstreiche dieses Heißsporns unserem Geschlecht zur Nachahmung in aufdringlicher Reklame hinzustellen. Das Wenige, das wir überhaupt von Shakespeares Leben wissen, verschwindet gegenüber unserer umfassenden Kenntnis des Menschen Goethe. Und wiederum ist die Zahl derer nicht groß, die etwa in Lord Byrons von Unglück und Sünde gezeichneter Gestalt ein würdiges Ideal menschlichen Strebens erblicken. Solchen Persönlichkeiten gegenüber ist für die große Mehrzahl der Katholiken und Protestanten, der Juden und selbst der Freireligiösen die Stellungnahme eine gegebene: wir bewundern

die Genialität ihrer Schöpfungen und bemitleiden den Menschen wegen der trostlosen Zerrissenheit und Unbefriedigtheit seines Lebens.

Die Frage dagegen, ob im „Streit um Goethe" eine Einigung oder doch eine gewisse Verständigung möglich ist, wird von weiten Kreisen der Goethegemeinde im Hinblick auf das fatale Baumgartnersche Werk durchaus folgerichtig verneint. In den Augen unserer geschworenen Gegner könnte nur dann die Arbeit eines katholischen Biographen über den Altmeister Gnade finden, wenn sie die Weltanschauungsfragen völlig unberücksichtigt ließe und sich mit einer einseitig literarischen Würdigung begnügte, oder wenn sie mit Verwischung fester Grundsätze die Weltauffassung des „Lebenskünstlers" als nur unwesentlich verschieden von der Botschaft des Gekreuzigten erklärte.

Kein Boykott und keine Kriegserklärung von seiten der schrankenlosen Verehrer des Dichters wird uns bewegen, auf derartige Bedingungen einzugehen: Goethe mag auch dem Katholiken als eines der glänzendsten Dichtergenies aller Zeiten und Völker erscheinen — ein religiöser Führer, ein Idealbild deutscher Treue und christlicher Sitte, ein Künder höchster Weisheit und wahrer Lebenskunst ist er uns nicht.

Anhang.

1. Goethe oder Göthe?

Auch heute noch herrscht in den Kreisen der Gebildeten eine andauernde Unsicherheit in der Schreibung dieses uns allen doch so vertrauten Namens. Es wäre leicht, bei einigem Nachforschen auf Schritt und Tritt die sonderbarsten Inkonsequenzen festzustellen. In der Goethe-Stadt Frankfurt z. B. kann man noch heute in der nämlichen Straße die beiden Schreibarten auf öffentlichen Schildern nur wenige Häuserlängen voneinander entfernt sehen. Ja, um die Ironie zu vervollständigen, erhebt sich der Geburtsstätte des Dichters, dem alten Goethehaus gegenüber, ein stattliches Wirtshaus mit der weithinprangenden Inschrift „Göthe-Halle". Die zünftigen Literaten haben sich zwar schon geraume Zeit auf die Form „Goethe" geeinigt, aber selbst unter ihnen mögen sich nicht alle der Gründe bewußt sein, welche für die eine oder andere Schreibweise sprechen; ihnen genügt die Regel, der allgemeine Gebrauch. In gedrängter Kürze hat seinerzeit P. Baumgartner im Vorwort seiner Goethe-Biographie die Für und Wider, welche sich hier anführen lassen, zusammengestellt. Diese Notiz ist auch in die Neubearbeitung des Baumgartnerschen Werkes unverändert hinübergenommen worden (S. x, A. 3).

P. Baumgartner schrieb bekanntlich in seiner Biographie konsequent „Göthe" und mußte sich dafür die kleinlichsten

Schmähungen gefallen lassen. Man warf ihm vor, er habe Goethe seinen ehrlichen Namen geraubt, um den Dichter zum vornherein durch eine mißtönende Bezeichnung (Göthe, Köthe, Koth) verächtlich zu machen. Wie unsinnig solche Vorwürfe waren, weiß jeder, der sich auch nur flüchtig in der Frage etwas umgesehen hat. Die Voreltern des Dichters schrieben sich — mit einziger Ausnahme des Großvaters — immer „Göthe"; der Olympier selbst, sowie dessen Vater und Großvater werden in amtlichen Aktenstücken, noch häufiger von ihren intimsten Freunden ebenso genannt; sehr oft auch stehen beide Bezeichnungen in ein und demselben Schriftstück friedlich nebeneinander. Nun wird man aber Männern wie Karl August, Wieland, Merck nicht den Unsinn nachreden wollen, sie hätten ihren Freund Wolfgang durch eine gehässige Entstellung seines Namens beleidigt. Die Schreibweise „Göthe" findet sich auch in den letzten Jahrzehnten des Dichters in den Schriften vieler seiner Verehrer und wurde in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sogar wieder die gebräuchlichere: Gervinus, Hettner, Virchow, Johannes Scherr, Görres, Janssen und viele andere führende Geister haben sich ihrer ohne jede Nebenabsicht bedient. Erst in den achtziger Jahren neigt sich allmählich die Wage zugunsten der Form „Goethe", und heute wird man die andere Schreibung in keinem Fachblatt der Literatur mehr finden, es sei denn als Zitat. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß in den Reihen der Goethe-Enthusiasten nicht so sehr wissenschaftliche Gründe als vielmehr jene schon angedeuteten „ästhetischen" Besorgnisse den Sieg der Schreibart „Goethe" entschieden. Dies ändert aber nichts an der Tatsache, daß sie unabhängig von solch kindischen Rücksichten ihre volle Berechtigung besitzt —

ganz einfach deswegen, weil Goethe selbst seinen Namen so zu schreiben pflegte. Dieser Grund war für P. Baumgartner später (z. B. in seiner Geschichte der Weltliteratur) ausschlaggebend, sich ebenfalls der gebräuchlichen Schreibung anzuschließen. Selbst wenn man sich die Auffassung Alfred Meißners aneignen, und hier von einer „Marotte" des Altmeisters der deutschen Poesie sprechen wollte, bliebe die Form „Goethe" doch in ihrem Recht; denn ein Mann, der über ein halbes Jahrhundert zu seinen Lebzeiten wie kein zweiter die deutsche Literatur beherrschte und achtzig Jahre nach seinem Tod noch überschattet, hat Anspruch darauf, daß man seinen Willen in einer so persönlichen Sache, wie es die Schreibung seines eigenen Namens ist, achtet. Daß aber Goethe keinen geringen Wert darauf legte, jenes unschöne „ö" mit dem etwas vornehmeren „oe" zu vertauschen, steht außer Zweifel. Der Dichter nahm es sonst mit der Rechtschreibung nicht eben genau und blieb sich in diesem Punkte nur in seltenen Fällen konsequent, aber an „Goethe" hielt er mit seltener Zähigkeit fest, obwohl seine nächste Umgebung sich nur schwer daran gewöhnen konnte. Der Vater des Dichters scheint sich erst im Laufe der Jahre die „Marotte" seines Sohnes angeeignet zu haben, und das älteste amtliche Dokument, welches die Existenz des späteren nationalen Heros bezeugt, rechtfertigt auch die heute vielfach so bitter gehaßte Schreibung „Göthe": „Ordentliche wochentliche Franckfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten . . . 1749, Nr. LXXI vom 2. September. . . . Getauffte hierüben in Franckfurt. . . . Freytags, den 29. ditto (August). S. T. Hr. Joh. Caspar Göthe, Ihro Röm. Kayserl. Majestät würcklicher Rath, einen Sohn, Joh. Wolffgang." (Original im Goethe-Haus in Frankfurt a. M., wo der für unsere Frage belanglose Druckfehler „Freytags, den 20. ditto" steht.)

2. Hans v. Bülow und die Jesuiten.

Im Jahre 1895 begann die Gattin des genialen Klaviervirtuosen und Komponisten Hans v. Bülow mit der Herausgabe sämtlicher Schriften und Briefe ihres kurz zuvor verstorbenen Mannes. Erst 1908 war das achtbändige Werk, darunter sieben Bände Briefe, vollendet[1]. Diese Sammlung ist von hohem Interesse; denn Bülow war nicht nur ein glänzender Geist, der mit einer Reihe von hervorragenden Männern in näherer Beziehung stand, er war vor allem ein unabhängiger, willensstarker Charakter, welcher auch den Katholiken, selbst den Bestgehaßten unter ihnen, den Jesuiten, furchtlos Gerechtigkeit widerfahren ließ. In ihrem Nekrolog über P. Baumgartner schrieb die „Frankfurter Zeitung", Bülow habe die Goethe-Biographie des Jesuitenpaters mit einem wahren Hochgenuß gelesen und das Buch wiederholt an Freunde verschenkt. Bülow steht zwar mit seiner Vorliebe für dieses Werk im andern Lager nicht allein; selbst der nichts weniger als katholikenfreundliche Schweizer Dramatiker Dr. Ott nannte es „eine tapfere Tat und ein ganzes, charaktervolles Buch, aus dem er nach allem Goethegeschmeichel und Goethegestreichel wie aus einem frischen Stahlbad gegangen sei" (H. Federer, Der neue „Goethe" von Baumgartner-Stockmann, im „Aar", 2. Jahrgang, Heft 4). Doch scheint Bülow sich nicht mit bloßer Anerkennung der schriftstellerischen Arbeiten deutscher Jesuiten begnügt zu haben, er „befahl" vielmehr mit einem Anflug von Humor Verwandten und Freunden die Lesung solcher Bücher, was uns seine Frau nicht ohne grimmiges Stirn-

---

[1] Briefe von Hans v. Bülow, hrsg. von Maria v. Bülow. Bd. I—VII. Hans v. Bülows Briefe und Schriften. Bd. VIII. Leipzig 1908.

runzeln über ihres Mannes Vorliebe für die „Tendenzliteratur“ der Jesuiten Kreiten, Alban Stolz (!) und Baumgartner in einer Fußnote mit den Worten berichtet: „Bülows Sympathie für die Jesuiten und ihre Tendenzliteratur zeigt ihn uns unstreitig in starkem Gegensatz mit seinen sonstigen Sympathien. Außer über P. Kreiten, dessen Werk ‚Voltaire‘ er ebenfalls hochschätzte, begegnen wir in seinen Briefen häufig anerkennenden Urteilen über Alban Stolz und vor allem über P. Alexander Baumgartner und dessen Schriften über ‚Goethe und Schiller‘ (Freiburg 1886). Er empfiehlt das so betitelte Buch, wie auch besonders ‚Der Alte von Weimar‘ (Freiburg 1886), beharrlich Helenen Raff, mir, seiner Tochter Daniela, übermittelt letzterer durch mich den ‚väterlichen Liebesbefehl, die Hauptkapitel wenn nicht aus-, doch inwendig zu lernen. Im Ernst: ich halte das Buch für höchst orthopädisch im geistigen Sinne; eine relative partielle Bekehrung — der Prozentsatz ist Nebensache — muß bei aufmerksamer Lektüre unausbleiblich sein.‘ Diese Vorliebe ist so auffallend bei Bülows leidenschaftlicher Verehrung unserer Dichterheroen, bei seinem Bismarckkultus, daß sich keine andere Erklärung dafür finden will als seine tiefeingewurzelte Abneigung, mit dem Strom zu schwimmen, und die Tatsache, daß er seine letzten zwanzig Lebensjahre ausschließlich in protestantischen Ländern zugebracht hat, wo sich naturgemäß die Tragweite der Jesuitenbewegung weniger aufdrängt“ (VIII, S. 109 Fußnote).

Baumgartner-Stockmann, Goethe

„... Ein biographisches Meisterwerk ist Baumgartner-Stockmanns ‚Goethe'. Diese von Alois Stockmann S. J. besorgte Neubearbeitung muß als die zurzeit beste objektive und umfassendste Goethe-Biographie bezeichnet werden." (Kausens Weihnachts-Bücherschau 1913.)

„... Mir hat das Buch unsern größten Dichter erst voll verständlich gemacht. ... Überhaupt ist es in seiner Art ein Monumentalwerk, aller Beachtung wert. Es sucht seinesgleichen an Gründlichkeit, Konsequenz, auch Eigenart."
(Roseggers Heimgarten, Graz 1914, Okt.-Heft [Karl Krobath, Wolfsberg in Kärnten].)

„... Vor allen andern Biographien verdient es das mit der Mode sich nicht ändernde und nicht verschwindende Handbuch der zuverlässig begründeten, kritisch beschränkten, vernünftig und künstlerisch gedämpften Goetheverehrung zu bleiben."
(Katholische Welt, Limburg, Okt. 1914 [Fr. Behrendt P. S. M.].)

„... Wiederum und diesmal sogar in noch höherem Maße bewundern wir das umfassende Wissen, die tiefgründige Gelehrsamkeit Baumgartners und seine erstaunliche Arbeitskraft, aber auch die des Neubearbeiters seiner Goethe-Biographie, der wirklich ganz Hervorragendes geleistet und das Werk auf den hohen Stand der Goetheforschung unserer Zeit gebracht hat..."
(Illustrierte Zeitung, Leipzig, 16. April 1914, Nr. 3694.)

„Das Buch stellt nicht nur das materiell reichste und darstellerisch fesselndste, sondern auch das wissenschaftlich aktuellste Werk über den Großen von Weimar dar." (Die Umschau, Frankfurt a. M. 1914, Nr. 8.)

„... Der verlässigste Führer zu allem Echten in unseres ersten Klassikers Werken." (Der Gral, Trier 1912, 7. Heft.)

„... Wer endlich zu einem wirklichen Goethekenner vorrücken will, der wird dieses Werk zur Hand nehmen und studieren müssen. Es wird in der Literaturhistorie einen bleibenden Platz an vorderster Stelle einnehmen...." (Neue Zürcher Nachrichten 1913, Nr. 344.)

„... Man muß bekennen, das Buch zeugt von außerordentlicher Gründlichkeit und vielem Fleiß...."
(Frankfurter Zeitung 1913, Nr. 47 [Prof. Dr. Ludwig Geiger, Berlin].)

„... Eine von ernstem Wahrheitsstreben diktierte Forscherarbeit...."
(Würzburger Journal 1913, Nr. 346 [Univ.-Bibliothekar Dr. Fritz Bauer].)

„... Es ist die objektivste Biographie, weil sich der Verfasser wie der Bearbeiter der neuen Auflage bei aller Bewunderung für den Künstler und Menschen doch von jener idealisierenden Vergötterung Goethes frei gehalten haben, die in der heute vulgären Goethe-Literatur hemmungslos in die Halme schießt...."
(Danzers Armee-Zeitung, Wien 1914, Nr. 20.)

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau

